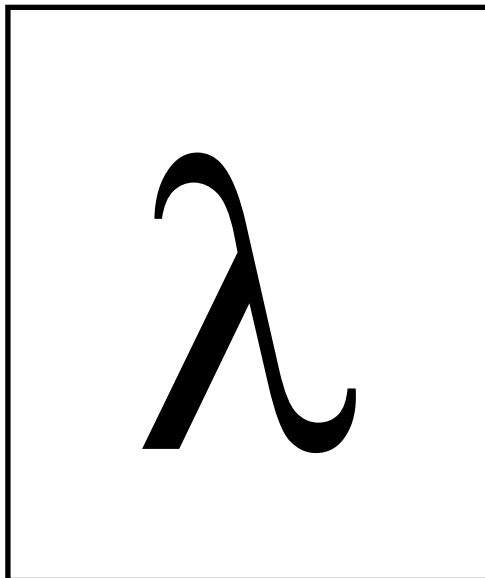


Sprachtheorie und germanistische Linguistik

Eine internationale Zeitschrift

27.2 (2017)



 Nodus Publikationen
Münster

Sprachtheorie und germanistische Linguistik

- Herausgeber:** ANDRÁS KERTÉSZ
- Redaktion:** PÉTER CSATÁR, ZSUZSANNA IVÁNYI, CSILLA RÁKOSI,
MARIANNA F. BALOGH (technische Redakteurin)
- Wissenschaftlicher
Beirat:** GUNTHER DIETZ (München), REINHARD FIEHLER (Mannheim),
NORBERT FRIES (Berlin), ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH (Bern),
PIROSKA KOCSÁNY (Debrecen), JÜRGEN PAFEL (Stuttgart),
MARGA REIS (Tübingen), MONIKA SCHWARZ-FRIESEL (Jena),
ANITA STEUBE (Leipzig), RICHARD WIESE (Marburg)
- Anschrift:** PROF. DR. ANDRÁS KERTÉSZ, Universität Debrecen, Institut
für Germanistik, H-4010 Debrecen, Pf. 47, Tel./Fax: 0036-52-
512942, e-mail: kertes. andras@arts.unideb.hu.
- Zielsetzung:** *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* setzt sich zum Ziel,
Forschungen zur germanistischen Linguistik zu fördern, die auf
sprachtheoretisch reflektierte Weise betrieben werden und mit
Grundlagenproblemen der theoretischen Linguistik verbunden
sind.
- Gutachten:** Alle eingereichten Beiträge werden doppelt blind begutachtet.
- Referatenorgane:** *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* wird in den fol-
genden Referatenorganen oder Datenbanken angeführt oder
referiert: *Bibliographie Linguistischer Literatur* (Frankfurt: Klo-
stermann), *Germanistik* (Tübingen: Niemeyer), *Linguistics
Abstracts* (Oxford: Blackwell), *Linguistics and Language
Behavior Abstracts* (San Diego: Sociological Abstracts), *MLA
Directory of Periodicals* (New York: MLA), *MLA Bibliography*
(New York: MLA), *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*
(Berlin & New York: de Gruyter).
- Erscheinungsweise:** Zweimal jährlich.
- Web:** <http://sugl.eu/>
- Verlag:** NODUS PUBLIKATIONEN – WISSENSCHAFTLICHER VERLAG,
Lingener Str. 7, D-48155 Münster, Fax: [+49]-[0]251-661692,
Tel: +49-[0]251-65514, e-mail: dutz.nodus@t-online.de,
<http://www.nodus-publikationen.de>
- Copyright:** © 2017 Nodus Publikationen. Die in dieser Zeitschrift veröffent-
lichten Artikel sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder
Vervielfältigung, auch auszugsweise, verboten.

ISSN (Online) 2365-8584

Aufsätze / Articles

Emese Bodnár

Überlegungen zur Untersuchung der Grammatikalisierung und Lexikalisierung im Deutschen

Abstract

In the last decades, many researchers recognized the problematic field of distinguishing lexicalization and grammaticalization. Moreover, they considered them as distinct language change processes. However, Brinton & Traugott (2005) treated these processes within the same framework using English corpora. This article is concerned to show the approach of Brinton & Traugott (2005) and to discuss its validity for German data. As a result, I suggest that some criteria of the framework need to be revised.

Keywords: lexicalization, grammaticalization, language change

1 Problemstellung

Die Grammatikalisierung und Lexikalisierung versucht man in der linguistischen Forschungstradition meistens als zwei entgegengesetzte Sprachwandelprozesse aufzufassen, deren Relation zueinander seit mehreren Jahrzehnten einen konstanten, aber auf keinen Fall einheitlichen Gegenstand der Grammatikalisierungs- und Lexikalisierungsforschung bildet. Das so entstandene Spannungsfeld zwischen Lexikalisierung und Grammatikalisierung wird nicht zuletzt daran erkennbar, dass die Fachliteratur zum Verhältnis der beiden Phänomene vielfältig und keineswegs einheitlich ist. Die vorliegende Studie verfolgt somit das Ziel, die Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen diesen zwei Prozessen genauer zu betrachten.

In Anlehnung an die theoretischen Überlegungen von Brinton & Traugott (2005) werden die Grammatikalisierung und Lexikalisierung in einem integrierten Modell behandelt. Die Arbeit von Brinton & Traugott (2005) zeichnet sich durch die intensive Auseinandersetzung einerseits mit der Fachliteratur, andererseits mit Daten aus der historischen Sprachwissenschaft aus. Der einzige Nachteil der im Werk dargestellten Annahmen ist, dass Beispiele dazu überwiegend aus dem Englischen herangezogen werden. Es werden zwar Daten aus anderen Sprachen kurz veranschaulicht, aber die systematische Auseinandersetzung beschränkt sich in erster Linie nur auf das Englische. Den Kernpunkt der vorliegenden Studie bildet somit die systematische Auseinandersetzung mit den im Modell dargestellten Merkmalen der Grammatikalisierung und Lexikalisierung basierend auf Beispielen aus dem Deutschen. Dabei erweisen sich zum einen Beispiele aus der Fachliteratur, zum anderen Beispiele aus den Textkorpora von DWDS als hilfreich.

Wie es sich aus den oben Erwähnten zeigt, ist es ein großes Unterfangen, der Grammatikalisierung und Lexikalisierung bzw. deren Verhältnis systematisch nachzugehen. Aus diesem Grund konzentriert sich die vorliegende Studie auf das folgende Grundproblem:

(P) Wie kann man dem Verhältnis von Grammatikalisierung und Lexikalisierung anhand der Kriterien von Brinton & Traugott (2005) in der deutschen Sprache nachgehen?

Die Studie wird in 3 Teilfragen gegliedert, die sich aus den obigen Überlegungen zur Grammatikalisierung und Lexikalisierung unter dem Gesichtspunkt des Modells von Brinton & Traugott (2005) konstituieren. Für die folgenden Teilfragen werden somit in den nächsten Kapiteln ausführliche Lösungen vorgeschlagen:

(P1) Was ist Grammatikalisierung?

(P2) Was ist Lexikalisierung?

(P3) Anhand welcher Kriterien/Aspekte kann man Grammatikalisierung und Lexikalisierung miteinander vergleichen und voneinander unterscheiden?

Im abschließenden Teil werden die Antworten auf die Fragen (P1) – (P3) systematisch dargestellt, wodurch (P) beantwortet werden kann.

2 Theoretische Grundlagen der Grammatikalisierung

2.1 Definitionsproblem

Um der grundlegenden Fragestellung konstruktiv nachgehen zu können, muss angemerkt werden, dass die Grammatikalisierung ein uneinheitliches Konzept ist, sodass in der gängigen Forschungsliteratur kontroverse Auffassungen über den Verlauf und die Komponenten des Grammatikalisierungsprozesses bestehen. Wenngleich die vertretenen Sichtweisen vielfältig sind, werfen sie Problemfelder auf, die man keineswegs übersehen darf. Auch wenn unter anderem LinguistInnen wie Lehmann, Haspelmath, Diewald und Joseph bei der Begriffsbestimmung diverse Aspekte der Grammatikalisierung beleuchten, kann man festhalten, dass sich aus den verschiedenen Definitionen ein Grammatikalisierungsbegriff konstituieren lässt, der sich als prototypische Auffassung von der Grammatikalisierung erweist. Die Definition, auf die in der vorliegenden Studie beim Begriff *Grammatikalisierung* immer wieder Referenz genommen wird, lässt sich in Brinton & Traugott (2005) finden:

Grammaticalization is a change whereby in certain linguistic contexts speakers use parts of a construction with a grammatical function. Over time the resulting grammatical item may become more grammatical by acquiring more grammatical functions and expanding its host-classes (Brinton & Traugott 2005: 99).

Nach den theoretischen Überlegungen zur Begriffsbestimmung der Grammatikalisierung wird im nächsten Kapitel ein kurzer Überblick über den prototypischen Ablauf der Grammatikalisierung eines sprachlichen Elements im Deutschen dargestellt.

2.2 Der prototypische Ablauf der Grammatikalisierung¹

Es besteht kein absoluter Konsens darüber, wie genau der Grammatikalisierungsprozess abläuft, welche Phasen ihm zugrunde liegen, und welche Mechanismen den Wandel anspornen. Doch eine mehr oder weniger akzeptierte Auffassung vom prototypischen Grammatikali-

¹ Die folgende Zusammenfassung basiert auf Nübling (2013: 73f.) und Heringer (2009: 41). Die Entwicklung des Derivationsuffixes wird jedoch ohne Vollständigkeitsanspruch dargestellt. Der Zweck dieses Unterkapitels besteht vielmehr darin, einen kurzen Überblick über einen prototypischen Fall der Grammatikalisierung und die Mechanismen im Grammatikalisierungsprozess zu geben.

sierungsablauf zeichnet sich in der Forschungsliteratur ab, auf die im Folgenden durch die Darstellung des Grammatikalisierungsprozesses des Derivationssuffixes *-lich* eingegangen wird. Der Wandel dieses Derivationssuffixes durchläuft verschiedene Phasen, die so miteinander vernetzt sind, dass die Einteilung des Prozesses genauso wie in anderen Grammatikalisierungsfällen willkürlich und von der linguistischen Intuition abhängig erfolgt.²

In den verschiedenen Grammatikalisierungsstadien sorgen diverse Mechanismen für den Verlauf der Grammatikalisierung. Bezüglich der Grammatikalisierung des Derivationssuffixes *-lich* zeichnet sich das folgende Bild ab: Die erste Phase ist die sogenannte Desemantisierung, d.h. der Verlust an Bedeutung bzw. an semantischem Inhalt. Im Falle des Derivationssuffixes *-lich* bedeutet dies, dass die konkrete Bedeutung des ursprünglich selbstständigen althochdeutschen Lexems *lih* 'Körper/Gestalt' teilweise verloren geht, sodass die Verwendung des Wortes nicht mehr an bestimmte Distributionen gebunden bleibt und es dadurch zur Ausdehnung des ursprünglichen Kontextes kommt (Phase der Syntaktisierung). Dieser zweite Mechanismus ist die sogenannte Extension, sie lässt sich bei der Entwicklung des Derivationssuffixes *-lich* daran erkennen, dass sich das Wort auf der Inhaltsseite auf etwas Anderes bezieht als ursprünglich und somit ein anderes Referenzobjekt hat. In *männlich* und *kindlich* teilt das Derivationssuffix den Inhalt 'nach Art von x, wie ein x', während z.B. *königlich* zudem über die Bedeutung 'gehört zu x' verfügen kann. In *rötlich* hat das Suffix hingegen die Bedeutung 'leicht x getönt'. Wie man sieht, kommt es in diesem Fall zur eindeutigen Abweichung vom ursprünglichen Kontext. Dieser Schritt kann gleichzeitig mit dem dritten Schritt, also mit dem partiellen Verlust an morphosyntaktischen Eigenschaften erfolgen. Da aus einem selbstständigen Suffix ein syntaktisch gebundenes Element mit einer obligatorischen Basis entsteht, spricht man hier von Dekategorialisierung (Phase der Morphologisierung). Der Prozess endet häufig (aber nicht zwangsweise) mit dem Verlust an phonetischer Substanz (z.B. in Form von Klise). Die phonologische Anpassung von *-lih* zu *-lich* ist also anschließend der Mechanismus der Erosion (Phase der Demorphemisierung). Da das ursprüngliche Derivationssuffix *-lih* heute in vielen adjektivischen Formen wie *menschlich*, *vergänglich*, *entsetzlich*, *künstlich*, *herrlich* und im deutschen Substantiv *Leiche*, im niederländischen

² Wie in Unterkapitel 2.2. erläutert, sind diese Phasen Lehmann (2015) zufolge die Syntaktisierung, Morphologisierung, Demorphemisierung (und eventuell Schwund).

Substantiv *lijk* 'Leiche', oder im englischen Adjektiv *manly* zu finden ist,³ und seine Bedeutung verschieden sein kann, ist in diesen Wörtern das Ursprungswort ohne historisch-etymologisches Vorwissen nicht erkennbar und zugleich morphologisch nicht analysierbar.

Dieses Beispiel deckt das ganze Spektrum der Grammatikalisierung natürlich nicht ab, da aber dieses Kapitel grundsätzlich nur das Ziel verfolgt, die Grammatikalisierung im Allgemeinen darzustellen, wird auf eine ausführlichere Beschreibung des Prozesses verzichtet.⁴ Im Lichte des in diesem Kapitel dargestellten theoretischen Gerüsts in Bezug auf die Grammatikalisierung wird im folgenden Kapitel auf ihre „Konkurrenz“, nämlich auf die Lexikalisierung eingegangen. Erst danach erweist sich die theoretische Basis für das Kernkapitel der vorliegenden Studie und für weitere Überlegungen zur Beziehung der Grammatikalisierung und Lexikalisierung im vierten Kapitel als vollständig.

3 Grundlagen der Lexikalisierung

Auf den ersten Blick kann man intuitiv sagen, dass die Lexikalisierung als entgegengesetzter Prozess der Grammatikalisierung ein Sprachwandeltyp ist, der die Entwicklung sprachlicher Elemente in Richtung des Lexikons darstellt und abbildet.⁵ Ein Problem aber, das

³ „The Old English noun *lic* 'body' is the source of the Modern English suffix *-ly* in denominal adjectives, as in *man-lic* 'body of a man, likeness of a man' giving rise to *manly*” (Joseph 2001: 164 – Hervorhebung im Original).

⁴ Anzumerken ist jedoch, wie kontrovers die Frage diskutiert wird, inwiefern Grammatikalisierungsprozesse durch Analogie und Reanalyse motiviert sind. Problematisch ist dabei ihr Stellenwert in dem Sinne, ob sie im Grammatikalisierungsprozess notwendig sind bzw. ob sie von der Grammatikalisierung (un)abhängig sind. Siehe dazu beispielsweise Smet (2009).

⁵ Bereits bei der Erläuterung der wichtigsten Konzepte der Grammatikalisierung kann man sich fragen, was mit 'Grammatik' gemeint ist. Genauso im Fall der Lexikalisierung entsteht die Frage, was das sog. 'Lexikon' ausmacht, das als 'Ziel' für lexikalisierte Elemente dient. Diese Fragen lassen sich aber nur angesichts der jeweiligen Theorie beantworten, die den wissenschaftlichen Rahmen bildet. Diesbezüglich kann man einerseits die linguistische Schule des Funktionalismus, andererseits die des Generativismus als Basis für kontroverse Diskussionen über Grammatik und Lexikon v.a. im 20. Jahrhundert ansehen (Siehe dazu ausführlicher Brinton & Traugott 2005: 3f.). Auf eine nähere Auseinandersetzung mit den Thesen des Funktionalismus und Generativismus wird an dieser Stelle zwar verzichtet, aber in Bezug auf die verschiedenen Auffassungen müssen meines Erach-

auch das Feld der Lexikalisierungstheorie betrifft, ist, dass es keine einheitliche Definition des Kernbegriffs gibt. Da auch die Lexikalisierung synchron und diachron untersucht werden kann, ergeben sich Probleme bei deren Einschätzung und Beschränkung. In der vorliegenden Studie erweist sich aber nur die historische Perspektive als produktiv, aus der man die Lexikalisierung als diachrones und graduelles Phänomen betrachtet und somit plausibel zu beschreiben versucht.⁶ Für die Untersuchung der Beziehung zwischen der Grammatikalisierung und Lexikalisierung scheint diese Sichtweise konstruktiver als die synchrone. Eine gute Annäherung zur Lexikalisierung lässt sich meines Erachtens in Grimm (1991) finden, die die Definition von Lipka (1977) übernimmt:

Er [Lipka] definiert Lexikalisierung als „die Erscheinung, daß einmal gebildete komplexe Lexeme bei häufigem Gebrauch dazu tendieren, eine einzige lexikalische Einheit mit spezifischem Inhalt zu werden. Durch die Lexikalisierung geht der Syntagmacharakter in mehr oder weniger starkem Maße verloren“ (Lipka 1981: 120). [...] Er [der graduelle Vorgang der Lexikalisierung] überlagert nach Lipka generalisierbare Wortbildungsprozesse und resultiert in mehr oder weniger stark lexikalisierten Syntagmen (Grimm 1991: 57f.).

Der einzige Punkt, den man gegen diese Begriffsbestimmung einwenden kann, ist, dass es fragwürdig ist, in welchem Sinne die bei der Lexikalisierung ins Spiel kommenden „komplexen Lexeme“ zu interpretieren sind. Abgesehen von diesem einzigen Punkt lassen sich

tens die folgenden Begriffsbestimmungen von Brinton & Traugott berücksichtigt werden: Grammatik gilt als „the set of categories, patterns, and organizing principles evidenced by language, most essentially **abstract patterns of semantics, syntax, morphology and phonology** that at least in theory **permit infinite combinations**“ (Brinton & Traugott 2005: 4 – Hervorhebung: E.B.). Der Begriff Lexikon wird hingegen wie folgt beschrieben: „the „lexicon“ is a **finite list** (for any individual) **of (more-or-less) fixed structural elements** that may be combined. The lexicon is typically a **theoretical concept**, as distinguished from a „dictionary“, which is a practical description“ (Brinton & Traugott 25: 4 – Hervorhebung: E.B.). Hervorzuheben ist hinsichtlich dieser Auffassung, dass Elemente im Lexikon mehr oder weniger in bestimmter Maße fixiert und lexikalisiert sein können, was eindeutig dafür spricht, dass – genauso wie die Grammatikalisierung – auch die Lexikalisierung als gradueller Prozess erscheint, der sich aus mehreren kleineren Schritten zusammensetzend einen sprachlichen Entwicklungsprozess abbildet (vgl. Brinton & Traugott 2005: 18).

⁶ Siehe dazu Lipka (1977): „Die verschiedenen Grade der Lexikalisierung sind synchronisch beschreibbar. Erklärbar ist die Lexikalisierung als historischer Prozeß allerdings nur bei diachronischer Betrachtung. Auch die Untersuchung spezifischer Veränderungen ist nur diachronisch möglich.“ (Lipka 1977: 162)

keine anderen Einwände gegen diese Auffassung von der Lexikalisierung finden. Das bedeutet also, dass sich diese Definition sehr gut eignet, sich des Weiteren mit der Lexikalisierung nach Grimms und Lipkas Auffassung zu befassen. Im nächsten Unterkapitel werden einige Anhaltspunkte, Aspekte und Charakteristika der Lexikalisierung behandelt, um einen Einblick in die Mechanismen der diachronen Lexikalisierung zu gewinnen.

Die Lexikalisierung als Bündel von verschiedenen Mechanismen wird von unterschiedlichen Faktoren bestimmt, anhand deren man die Lexikalisierung zu beschreiben versucht. In der vorliegenden Studie werden die im Folgenden dargestellten Aspekte der Lexikalisierung wie *Demotivierung*, *Hypostasierung* und *Idiomatisierung* näher erläutert und analysiert.

Dem Mechanismus der Demotivierung kann man in erster Linie angesichts der Fragestellung nachgehen, in welchem Sinne man vom Verlust der Motivation bezüglich der in die Lexikalisierung involvierten Syntagmen reden kann. Lipka zufolge müssen an dieser Stelle nicht nur sprachliche, sondern auch außersprachliche Veränderungen mitberücksichtigt werden, die zur Lexikalisierung beitragen und auf deren Ablauf eine Wirkung ausüben (vgl. Lipka 1977: 156f.). Die Demotivierung bedeutet eine Art semantischen Wandels, als dessen Folge eine sprachliche Einheit ihre Motivation verliert. Der Prozess der Demotivierung kann zwar dafür verantwortlich gemacht werden, dass der Zeichencharakter von Konstituenten im Lexikalisierungsprozess verloren geht, aber Grimm zufolge sorgt sie nicht unbedingt für den Verlust der Transparenz der Konstituenten (vgl. Grimm 1991: 60f.). Als Beispiel für sprachliche Veränderung und Motivationsverlust nennt Lipka das Wort *Schrein*, dessen ursprüngliche Bedeutung *Schrank* heute aufgrund seiner langwierigen Entwicklung nicht mehr erkennbar ist, sodass die heutige Berufsbezeichnung oder der Familienname *Schreiner* für deutsche Muttersprachler nicht mehr motiviert ist (vgl. Lipka 1977: 156).

Lipka (1977) weist darauf hin, dass die Isolierung und die Vereinheitlichung bei zwei wichtigen Sprachwissenschaftlern, Hermann Paul und Karl Brugmann zum ersten Mal in Verbindung mit (der damaligen Auffassung) der Lexikalisierung gebracht wurden,⁷ doch meiner Ansicht nach kann man beide Mechanismen dem Stadium der Demotivierung zuordnen. Die Isolierung, die Grimm von Paul als

⁷ Siehe dazu ausführlicher Lipka (1981: 122ff.).

„Lockerung und Auseinanderreissung“ übernimmt,⁸ ist eine Art Bedeutungsveränderung, die den ersten Schritt zur Vereinheitlichung, zum Zusammenwachsen von Elementen bilden kann. Dadurch, dass Elemente von anderen Elementen isoliert und getrennt werden, werden sie reorganisiert, sodass sie neue Einheiten bilden können. An dieser Stelle kann es dazu kommen, dass der lexikalische Spender nicht mehr erkennbar ist und dadurch nicht mehr motiviert zu sein scheint. Dies kann sogar dazu führen, dass eines der Elemente im Sprachwandelprozess verschwindet, was grundsätzlich dazu führt, dass das Element durch Vereinheitlichung konserviert bleibt, was auch bei den Wörtern *Bräutigam*, *Nachtigall*, *Augenlid* der Fall ist (vgl. Grimm 1991: 67). Diese Darstellung entspricht folglich der Annahme, dass diese beiden Mechanismen nicht getrennt von der Demotivierung analysiert werden können.

Die Hypostasierung als weiterer Auslöser des Lexikalisierungsprozesses bezieht sich darauf, dass das Vorhandensein von bestimmten Lexemen die Existenz von Referenzobjekten präsupponiert (vgl. Lipka 1981: 124f.). Dies trage zur Lexikalisierung von Wortbildungssyntagmen Lipka zufolge in dem Sinne bei, dass bestimmte Sprachzeichen auf außersprachliche Phänomene referieren, wodurch phonologische und morphologische Merkmalmen im Lexikon der jeweiligen Sprache fixiert werden (vgl. Lipka 1981: 162). Wie aus dieser Beschreibung zu erschließen ist, versucht Lipka die Entstehung und Fixierung von allen Inhaltswörtern in der synchronen Lexikalisierung zu erfassen, was mit dem Ziel der vorliegenden Studie nicht zu vereinbaren ist.

Die Idiomatisierung als sprachlicher Prozess kann man zunächst mit der Lexikalisierung gleichsetzen, doch bei näherer Betrachtung stellt man fest, dass die Idiomatisierung den Geltungsanspruch nur darauf erheben kann, eine Folge bzw. ein Symptom der Lexikalisierung zu sein. Der Idiomatisierungsprozess betrifft die semantische Ebene von Syntagmen in dem Sinne, dass es hinsichtlich der semantischen Merkmale der Syntagmen zur Veränderung kommt. Dieser Wandel geht mit Idiomatizität einher, die am besten als Kontinuum zu erfassen ist: Es gibt Elemente im Kontinuum, denen man einen niedrigen Grad an Idiomatizität zuschreiben kann, andere sind hingegen idiomatisierter, sodass sie sich am anderen Ende des Kontinuums befinden und somit einen höheren Grad an Idiomatizität

⁸ Siehe dazu ausführlicher Grimm (1991: 66f.).

aufweisen. Sowohl der Demotivierung als auch der Idiomatisierung wird im folgenden Kapitel ausführlicher nachgegangen.

Lexikalisierungsprozesse sind genauso wie Grammatikalisierungsprozesse auch von nicht-semantischen Veränderungen geprägt, die Lexikalisierungsphänomene auf der Sprachoberfläche markieren. Diese kann man nach Grimm (1991) unter phonologischen und graphemischen Veränderungen subsumieren.⁹ Phonologische Veränderungen wie Lautwandel, Vokalreduktion, Veränderungen im Betonungsmuster seien nicht nur für Lexikalisierungsprozesse charakteristisch, da jede Sprache von lautlichen Veränderungen geprägt ist, was meist die Folge hat, dass es in der Sprache auch zu graphemischen Veränderungen kommt. Graphemische Veränderungen können jeglicher Art sein und nach verschiedenen Wortbildungsmustern ablaufen.¹⁰

Nach der Darstellung des in den Kapiteln 2 und 3 erörterten theoretischen Gerüsts wird zunächst im folgenden Kapitel kurz der theoretische Rahmen nach Brinton & Traugott (2005) dargestellt, und danach den beschriebenen Merkmalen zur Unterscheidung zwischen Lexikalisierung und Grammatikalisierung anhand von Beispielen aus dem Deutschen systematisch nachgegangen.

4 Integriertes Modell der Grammatikalisierung und Lexikalisierung

4.1 Vorbemerkungen

In diesem Kapitel wird auf die Aspekte des integrierten Modells der Grammatikalisierung und Lexikalisierung nach Brinton & Traugott (2005) eingegangen, sodass die wichtigsten Anhaltspunkte festgelegt werden, die bei der Gegenüberstellung der beiden Prozesse zu beachten sind. Zunächst erfolgt eine grobe Übersicht über die Merkmale, die bei der Bestimmung von Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen den beiden Prozessen als Maßstab dienen. Daran anschließend werden Beispiele aus dem Deutschen angeführt, um die Aspekte

⁹ Auf der ausführlichen Erörterung von diesen wird im Folgenden aus zwei Gründen verzichtet: Zum einen wird diesen Veränderungen in der vorliegenden Studie keine große Bedeutung zugeschrieben, zum anderen sind diese nur allgemeine sprachliche Veränderungen, die auch den Wandel der Alltagssprache prägen. Diese können unterschiedlicher Natur sein, können aber im Rahmen dieser Arbeit nicht berücksichtigt werden.

¹⁰ Zu den Wortbildungsmustern und -regeln siehe Brinton & Traugott (2005: 32ff.).

des oben genannten integrierten Modells zu veranschaulichen. Daten dazu werden aus dem DWDS-Korpus genommen, und zwar in erster Linie aus dem Historischen Deutschen Textarchiv des DWDS, in dem anhand bestimmter Optionen und Syntax der Suchmaschine nach Daten aus dem Zeitraum von 1488 bis 1927 gesucht werden kann. Da diese Zeitspanne nicht das vollständige Spektrum der Entwicklung des Deutschen abdeckt, darf auf Daten aus früheren historischen Entwicklungsstadien nicht verzichtet werden. Dies geschieht mithilfe von den in der Fachliteratur zur Verfügung stehenden Beispielen.

Die folgende Tabelle zeigt, inwiefern die unten genannten zwölf Merkmale entweder für die Lexikalisierung, Grammatikalisierung oder für beide charakteristisch sind. Der Tabelle ist zu entnehmen, dass sechs von zwölf Merkmalen beiden Sprachwandelprozessen zugeschrieben werden können, in den anderen sechs Fällen können hingegen Unterschiede festgehalten werden. Für die Lexikalisierung seien die letzten in Tabelle (1) aufgelisteten sechs Merkmale nicht charakteristisch, sodass man anhand deren nur die Grammatikalisierung als Sprachwandelprozess beschreiben kann.

	Lexikalisierung	Grammatikalisierung
a Gradualität	+	+
b Unidirektionalität	+	+
c Fusion	+	+
d Verschmelzung	+	+
e Demotivierung	+	+
f Metaphorizität/Metonymizität	+	+
g Dekategorialisierung	-	+
h Semantische Abschwächung	-	+
i Subjektivierung	-	+
j Produktivität	-	+
k Frequenz	-	+
l Typologische Allgemeingültigkeit	-	+

Tabelle 1: Parallele und Unterschiede zwischen der Lexikalisierung und Grammatikalisierung nach der Tabelle von Brinton & Traugott (2005: 110). ‘+’ bedeutet, dass das Merkmal für den Prozess charakteristisch ist; ‘-’ bedeutet hingegen, dass der Prozess dieses Merkmal nicht aufweist.

Auf dieser Tabelle und den theoretischen Überlegungen nach Brinton und Traugott (2005) basierend werden diese Merkmale anhand von Beispielen aus der historischen Entwicklung des Deutschen überprüft.

4.2 Gradualität und Unidirektionalität

4.2.1 Gradualität – Präteritumbildung

Gradualität ist, wie man das in Tabelle (1) sehen kann, ein Merkmal beider Sprachwandelprozesse. Weder die Grammatikalisierung noch die Lexikalisierung ist ein abrupter Prozess, der in relativ kurzer Zeit für die Verbreitung und Manifestierung verschiedener Elemente sorgt. Die Integration und Aufnahme von Elementen ins Lexikon oder in die Grammatik wird von unterschiedlichen Faktoren beeinflusst,¹¹ sodass Sprachwandelprozesse schwer einzustufen sind. Was hingegen jedoch festgehalten werden kann, ist, dass man hier in der Tat mit einem langwierigen Prozess zu tun hat. Bedenkt man, dass ein Element durch eine ganze Sprachgemeinschaft angenommen werden muss, ist es nicht mehr verwunderlich, dass die vollständige Integration eine lange Zeit braucht.¹² Der lexikalische und grammatische Wandel sprachlicher Elemente laufen diachron ab, was sich grundsätzlich dadurch untersuchen lässt, dass man Kontexte aus verschiedenen Zeitaltern nimmt, und die Funktionen und Interpretation des fraglichen Elements im jeweiligen Kontext miteinander vergleicht. Eine Darstellung solcher Art führt dann zur Erkenntnis, dass sogenannte Brückenkontexte vorhanden sind (vgl. Szczepaniak 2011: 12), die einen Übergang zwischen bestimmten Kontexten bilden. Meines Erachtens liefert das Vorhandensein von Brückenkontexten

¹¹ Sprachwandelprozesse werden grundsätzlich durch mehrere Faktoren bestimmt und beeinflusst, denen man nie hundertprozentig nachgehen kann. Keller (1994) versucht jedoch ein grobes Bild von Sprachwandel als Prozess der sogenannten 'unsichtbaren Hand' zu geben. Seine Theorie diesbezüglich fokussiert darauf, dass Sprache Produkt und Ergebnis menschlichen Handelns ist, das durch kollektive Handlungen verschiedener Individuen geformt wird. Die kausale Konsequenz davon, der Sprachwandel ist demzufolge durch die mehrfach wiederholten Handlungen der Einzelsprecher möglich. Die Beabsichtigung von Sprachwandel durch Einzelsprecher ist jedoch auszuschließen (Vgl. Haspelmath 1999: 1054).

¹² Wie das von Brinton & Traugott hervorgehoben wird: „the first steps may never result in change, in the sense of acceptance by a community of speakers” (Brinton & Traugott 2005: 26).

den Beweis dafür, dass man keineswegs von abruptem Wandel sprechen kann, sondern vielmehr von Gradualität im Falle sowohl der Grammatikalisierung als auch der Lexikalisierung.¹³

Szczepaniak (2011) stellt den Weg der Präteritumbildung schwacher Verben im Deutschen kurz dar, der sich als funktionale Entwicklung und Eingliederung von Sprachzeichen ins grammatische System ansehen lässt.¹⁴ Dass es dabei auch um die Aspekte der Prozessualität und Gradualität bei der Grammatikalisierung geht, wird durch den Wandel und die Vereinheitlichung des frühneuhochdeutschen Verbs *t(h)at* gezeigt. Die ursprüngliche Verbform in der sogenannten initialen Phase *t(h)at* hat die Bedeutung 'handeln in der Vergangenheit' (A), sodass dem sprachlichen Zeichen nicht nur die temporale Information, sondern auch den Aspekt 'handeln' innewohnt. Dies kann man sich folgendermaßen vorstellen:

- (1) Das dem Gesetz vnmüglich war / (sintemal es durch das fleisch geschwechet ward) das **that** Gott / vnd sandte seinen Son / in der gestalt des sündlichen fleisches / vnd verdampt die Sünde im fleisch / durch Sünde / auff das die Gerechtigkeit im Gesetz erfordert / in vns erfüllet werde. (Kirchner, Timotheus: *Bekentnis Von der Rechtfertigung für Gott und Von guten Wercken*, 1569, DWDS)

Die zweite Phase, die Phase des Brückenkontextes, bedeutet die Ausbreitung auf neue Kontexte. Dies deutet darauf hin, dass die Verbform *t(h)at* in neuen Kontexten, mit neuen syntaktischen Eigenschaften auftritt, doch eine strikte Abgrenzung von der initialen Phase liegt nicht vor. Das weist also stark darauf hin, dass in dieser Hinsicht zwei Bedeutungen (A|B) der Verbform *t(h)at* zugelassen werden. Einerseits bleibt die ursprüngliche Bedeutung 'handeln in der Vergangenheit' (A), andererseits aber ist die reduzierte Bedeutung, der Aspekt der Temporalität 'in der Vergangenheit' (B), vorhanden. Das impliziert auch den Wechsel im folgenden Sinne: davon betroffen sind nicht nur Tätigkeitsverben, sondern auch alle anderen Verben im Allgemeinen (insbesondere Verba Sentiendi et Dicendi)

¹³ Natürlich kann man sich fragen, ob man 'rapiden Wandel' überhaupt einordnen kann. Das Problem ergibt sich eindeutig daraus, dass es kein eindeutiges Kriterium dafür gibt, an dem man einen Wandel und dessen Geschwindigkeit festmacht und festlegt. In dieser Hinsicht kann man zwar den Brückenkontext als Maßstab für die genauere Beurteilung nehmen, dieser liefert jedoch auch keinen eindeutigen Beweis.

¹⁴ Dieser Absatz beruht in erster Linie auf Szczepaniak (2011: 12f).

können miteinbezogen und durch *t(h)at* + *Infinitiv* in der Vergangenheit lokalisiert werden. Solche Brückenkontexte, in denen zwei Bedeutungen eines Lexems nebeneinander vorkommen, tragen dazu bei, dass das sprachliche Zeichen später in den sogenannten Wendekontexten nur noch die eine Bedeutung (B – ‘in der Vergangenheit’) beibehält. Syntaktisch gesehen wird das Verb gebunden, indem dessen Verwendung vom Inhaltsverb abhängt:

- (2) Ich dacht in meinem Sinn/ ob es solt möglich scheinen/ Ich fragt die Braut darumb/ Sie **that** es nicht verneinen/ Sie sprach/ die Kelt ist warm/ Sie sprach die Hitz ist kühl/ Wann ich die Liebe nur in meinem Hertzen fühl. (Opitz, Martin: *Teutsche Pöemata und: Aristarchvs Wieder die verachtung Teutscher Sprach*, 1624, DWDS).
- (3) So ward dann auch, wie ich oben **that** sagen, / Das erwähnte Wunder in die Chronik eingetragen, / Woselbst es jeder neugierige Mann / Noch jetzt folgendermaßen lesen kann [...]. (Kortum, Carl Arnold: *Die Jobsiade*, 1799, DWDS)

Es muss jedoch erwähnt werden, dass die Entwicklung des heutigen Flexionssuffixes *-te* auch auf die Verbform *t(h)at* zurückzuführen ist. Da das ursprünglich finite Vollverb *t(h)at* seinen Status verloren hatte, wurde seine Funktion und Verwendung eingeschränkt, was grundsätzlich mit phonologischer Reduktion endete. Diese Art von Wandel eines freien Morphems zum gebundenen fand zwar grundsätzlich vor dem 16. Jahrhundert statt, wie sich das auch aus dem Korpus herausstellt. Eine vollkommen abgeschlossene Vereinheitlichung des Präteritalparadigmas schwacher Verben – wie das auch die obigen Daten veranschaulichen – erfolgte mehrere Jahrhunderte später.

Aus dieser Beobachtung lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, dass die Grammatikalisierung als gradueller Prozess anzusehen ist, der sich grundsätzlich aus verschiedenen Schritten und Stufen zusammensetzt und dessen Ablauf auf jeden Fall eine lange Zeit in Anspruch nimmt. Wie das untere Beispiel zur Entwicklung von *dementsprechend* veranschaulicht, handelt es sich auch bei der Lexikalisierung um eine graduelle und langwierige Entwicklung.

4.2.2 *Unidirektionalität – Entwicklung von ‘dementsprechend’*

Der Begriff ‘Unidirektionalität’ löst sowohl in der Lexikalisierung als auch in der Grammatikalisierungsforschung kontroverse Diskussionen aus. Das diskutierte Problem ergibt sich daraus, dass Unidirektionalität grundsätzlich aus der Perspektive der Grammatikalisierung aufgefasst wird. Was man jedoch festhalten kann, ist, dass die Grammatikalisierung vom Lexikon her in Richtung Grammatik abläuft, was bei der Lexikalisierung natürlich nicht der Fall sein kann. Dieser Beobachtung zufolge kann man die Schlussfolgerung ziehen, dass die Grammatikalisierung und Lexikalisierung in dieser Hinsicht, dem Merkmal der Unidirektionalität nach nicht übereinstimmen. Betrachtet man aber die Metaebene, so kann man konstatieren, dass die Unidirektionalitätsthese häufig bezüglich des Grammatikalisierungsprozesses formuliert wird, sodass sie selbstverständlich dem Ablauf der Lexikalisierung nicht entspricht bzw. nicht entsprechen kann. Was hingegen unbedingt vor Augen zu halten ist, ist meines Erachtens die Annahme, dass die Unidirektionalität lediglich die Gerichtetheit von sprachlichen Prozessen impliziert, und keineswegs die Angabe des genauen Ausgangs- und Zielpunktes. In dieser Hinsicht muss man sich lediglich fragen, ob bei den beiden Prozessen von Gerichtetheit zu sprechen ist. Was die Grammatikalisierung angeht, würde die Annahme von Unidirektionalität dementsprechend bedeuten, dass sobald ein Element einmal im paradigmatischen System angebaut ist, es nie zum Ablauf des Prozesses in entgegengesetzter Richtung kommen kann. Ob das tatsächlich der Fall ist, wird bspw. von Haspelmath (1999) diskutiert. In seinem Artikel *Why is grammaticalization irreversible?* stellt er sein theoretisches Modell zur Unidirektionalität der Grammatikalisierung dar, das grundsätzlich auf Kellers (1994) *Invisible Hand Theory* beruht und von Haspelmath in mancher Hinsicht ergänzt wird. Die Irreversibilität von Grammatikalisierungsprozessen kann Haspelmath zufolge in erster Linie durch die Maxime der Extravaganz erklärt werden, die die Grammatikalisierung in Gang setzt: „talk in such a way that you are noticed” (Haspelmath 1999: 1055). Doch das Gegenteil der Maxime der Extravaganz, die Maxime der Konformität führt nicht zu dem gegensätzlichen Verhalten, dass funktionale Elemente durch lexikalische Elemente ersetzt werden (vgl. Haspelmath 1999: 1059). Das Ende des Grammatikalisierungsprozesses ist nämlich der Punkt, an dem eine Konstruktion oder Element weniger explizit, phonologisch

reduziert, und regelgebunden ist. Laut Haspelmaths Maximen wäre es nicht begründet, dass eine bereits reduzierte Einheit wieder explizit gemacht wird, mit Eigenschaften freier lexikalischer Elementen versehen wird, und deren formale und inhaltliche Reduktion rückgängig gemacht wird. Nichtsdestotrotz muss darauf verwiesen werden, dass die Unidirektionalität keineswegs als absolut angesehen werden darf, da sie vielmehr nur eine Tendenz darstellt. Eine Tendenz, die für Grammatikalisierungsprozesse zweifellos charakteristisch ist, sodass die kontroversen Beispiele dagegen in der Literatur häufig ignoriert werden. In den Sprachen der Welt findet man jedoch Gegenbeispiele, in denen der Prozess tatsächlich in entgegengesetzter Richtung abläuft. Es muss jedoch in Betracht gezogen werden, dass die Anzahl von Prozessen solcher Art in Gegenüberstellung zur Anzahl von Grammatikalisierungsprozessen nicht signifikant ist.

Ramat (1992) zufolge sind Degrammatikalisierungsprozesse auch im Deutschen vorhanden, denen man vor allem an der Entwicklung deutscher Präpositionen nachgehen kann. Beobachtet man die historische Entwicklung von Elementen wie *demzufolge*, *dementsprechend* oder auch *infolgedessen*, kann festgestellt werden, dass diese Einheiten ursprünglich lexikalischer Herkunft sind. In ihrer langwierigen Entwicklung kam es letztendlich zur Veränderung auf semantischer, morphosyntaktischer und formaler Ebene, sodass man diesen heute grammatische Aspekte zuweist. Was jedoch angemerkt werden muss, ist, dass diese je nach Grad der Grammatikalität auf keinen Fall auf eine Ebene mit vollständig grammatikalisierten Einheiten wie Affixen, manchen Konjunktionen oder auch sämtlichen Präpositionalen zu setzen sind.¹⁵ Der Grund dafür ist die Grammatikalisierungsskala, auf der bspw. Affixe eindeutig zu den hochgrammatikalisierten Elementen gezählt werden, bestimmte Präpositionalen hingegen nicht. Meiner Ansicht nach mag das die Erklärung für Ramats Annahme (1992) liefern:

¹⁵ Den Begriff 'Präpositionales' verwende ich in Anlehnung an Lindqvist (1994). Der Ausgangspunkt seines theoretischen Modells ist die Annahme, dass die binäre Einteilung „Präposition vs. Nicht-Präposition“ dem besonderen graduellen Verhalten von sprachlichen Einheiten nicht gerecht ist. Der präpositionale Status sprachlicher Zeichen verändert sich folglich graduell, sodass man einen Unterschied zwischen den sogenannten Idealpräpositionalen (bspw. *in*, *aus*, *von*) und anderen Präpositionalen (z.B. *in Bezug auf*, *gemäß*, *mit Rücksicht auf*) macht. Siehe dazu ausführlicher Lindqvist (1994: 14ff.).

Consequently, we are faced with the possibility of a **spiral** movement from lexicon₁, (via syntax) to grammar and thence back to lexicon₂, either immediately [...] or passing again through syntax [...] (Ramat 1992: 554 – Hervorhebung: E.B.).

Wie man sich diese spiralähnliche Bewegung und Entwicklung genau vorstellen muss, wird von Ramat anhand illustrativer Beispiele jedoch nicht ausführlich genug erklärt. Der genaue Entwicklungsweg von Einheiten wie *demzufolge*, *dementsprechend*, *infolgedessen* kann meiner Ansicht nach wie folgt veranschaulicht werden:

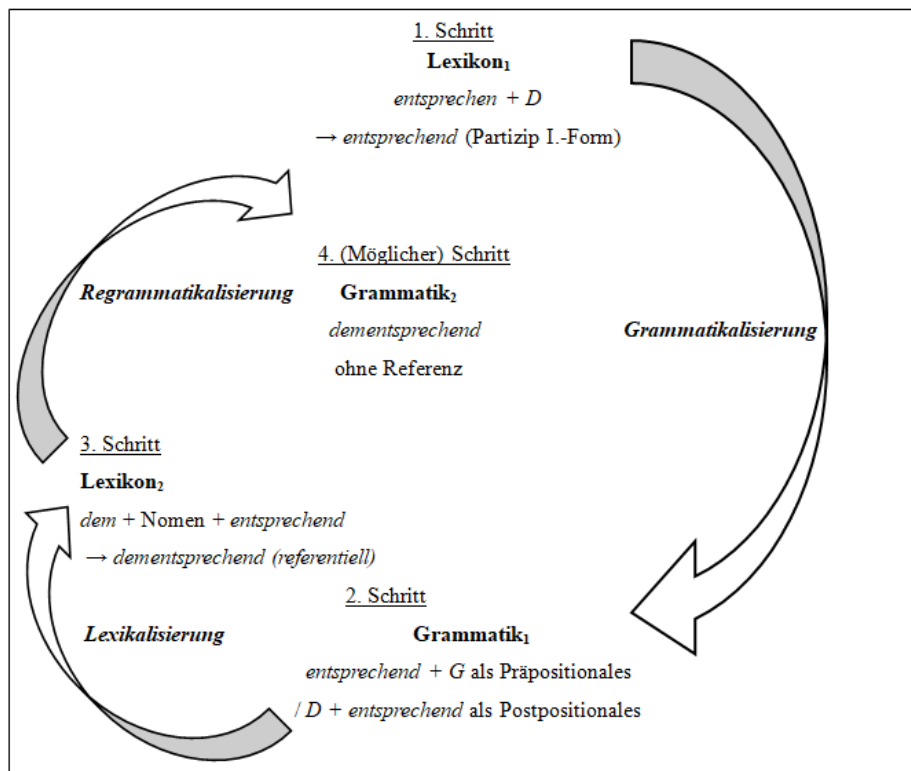


Abbildung 1: Entwicklung des Wortes 'dementsprechend' mit besonderer Rücksicht auf die Phasen der Grammatikalisierung und Lexikalisierung.¹⁶

¹⁶ Kurze Erläuterung zur Abbildung: Grammatikalisierung, Lexikalisierung, und Degrammatikalisierung können somit an diesem Punkt in einen Zirkel involviert werden: Aus dem Lexikon geht das Lexem 'entsprechen(d)' hervor, nimmt grammatische Züge auf und grammatikalisiert sich als Präpositionales. Steht dieses mit einem Pronomen referentieller Herkunft zusammen, können beide zu einem Lexem zusammengezogen werden und das Ganze funktioniert dann als eine lexi-

Was sich aus der obigen Abbildung feststellen lässt, ist also die Annahme, dass lexikalische Elemente (*entsprechen – entsprechend*) den Ausgangspunkt für beide Prozesse bilden, wie sich das auch anhand von Daten aus dem Korpus veranschaulichen lässt:

- (4) DAß unsere Bergwasser **entsprechen** denen in hohe Helm aufgezogenen Chymischen Geisteren/ wie in vorgehndem Blatt verdeutet worden/ können wir abnehmen auß verschiedenen Gründen. (Scheuchzer, Johann Jacob: *Beschreibung der Natur-Geschichten Des Schweizerlands*, 1706, DWDS)

1706 wird das Verb *entsprechen*, das den Dativ regiert, zum ersten Mal im Korpus belegt. Danach kommt als nächster Schritt in Richtung Grammatikalisierung die Phase, in der die Einheit über immer mehr grammatische Eigenschaften (*entsprechend + G / D + entsprechend*) verfügt, sodass sie als Präpositionales/Postpositionales fungiert. 1776 wird das Präpositionale *entsprechend + G* zum ersten Mal im Korpus belegt:

- (5) Und der innere Charakter, wie rein **entsprechend** der äussern Gestalt! (Lavater, Johann Caspar: *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*, 1776, DWDS)

Die Entwicklung endet jedoch mit Lexikalisierung, die 1777 anfängt, und bereits das erste Zeichen für die später eintretende Verschmelzung ist. Wie Beispiel (6) zeigt, wird der Einheit *dem* noch ein konkretes Referenzobjekt zugewiesen, das aber in späteren Phasen verloren geht:

- (6) Vollkommen dem **entsprechend** ist auch in diesem Bilde die Nase – obgleich sie weder feurig, noch scharfknorpelig ist. (Lavater, Johann Caspar: *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*, 1777, DWDS)

Das allererste Vorkommen von *dementsprechend* im Sinne seiner heutigen Verwendung und Bedeutung, und der heutigen Rechtschreibung gemäß stammt anhand des Korpus fast 100 Jahre später, aus dem Jahre 1866. An diesem Punkt kann also tatsächlich behauptet werden, dass die Lexikalisierung als abgeschlossen gilt:

kalisierte Einheit mit referentielltem Bezug. Verliert dieses an deiktischem Gebrauch und wird als grammatisch gebraucht, kann es wiederum zur Grammatikalisierung kommen, allerdings auf einer neuen Ebene.

- (7) Die langschwänzigen Papageien sind ungemein reich an Arten und **dementsprechend** unter sich manchfach verschieden. (Brehm, Alfred Edmund: Illustriertes Thierleben: Eine allgemeine Kunde des Thierreichs, 1866, DWDS)

Wie auch dieses Beispiel veranschaulicht, geht es hierbei um eine graduell erfolgte Entwicklung, der man nur anhand von Korpusdaten nachgehen kann. Demzufolge wird ersichtlich, dass man es in diesem Fall nicht mit Unidirektionalität, sondern mit zirkelähnlicher Entwicklung zu tun hat. Man muss jedoch konstatieren, dass diese Entwicklung auf keinen Fall als zirkulär angesehen werden darf, sondern als spiralförmig. Die Entwicklung findet allerdings auf verschiedenen Ebenen statt, was impliziert, dass der Prozess nie zum ursprünglichen Ausgangspunkt zurückkehrt, sondern sich stets erneuert, da neue Elemente in der Entwicklung miteinbezogen werden, die den Ablauf weiterer Phasen beeinflussen.

Die obigen Abschnitte zeigen, dass sowohl Gradualität als auch Unidirektionalität Aspekte einerseits von Grammatikalisierungsprozessen, andererseits von Lexikalisierungsprozessen sind. Untersucht man sprachliche Einheiten über die Zeit hinweg, stellt man fest, dass man Gradualität von Anfang voraussetzen kann; es kommt nämlich nie zur abrupten Akzeptanz neuer Formen. Unidirektionalität – quasi unumkehrbare Gerichtetheit – gilt auch als ein wichtiger (gemeinsamer) Aspekt beider Prozesse, aus der Interpretation der Unidirektionalität können sich jedoch Probleme ergeben. Für die Auflösung einer problematischen Stelle, wie der oben dargestellten, dient die Auffassung von Ramat (1992) zur spiralförmigen Entwicklung als Maßstab. Damit wird jedoch keineswegs behauptet, dass dieses Modell alle Probleme konsequent und adäquat erklären und lösen kann, doch die Art und Weise, wie man sich Problemen der dargestellten Art annähert, kann auch bei anderen problematischen Stellen auch angemessen sein.

4.3 Fusion und Verschmelzung

Fusion und Verschmelzung sind zwei Begriffe, die in Bezug auf Sprachwandelprozesse häufig miteinander in Verbindung gebracht werden. Wie in diesem Unterkapitel gezeigt wird, ist die gleichzeitige Auseinandersetzung und Behandlung der beiden Begriffe auf keinen Fall grundlos. Brinton & Traugott (2005) bezweifeln nicht, dass beide Aspekte sowohl für Lexikalisierungs- als auch für Grammatikalisie-

rungsprozesse charakteristisch sind. Den beiden Eigenschaften wende ich mich im Folgenden mithilfe von Beispielen aus dem Deutschen zu.

4.3.1 *Fusion und Verschmelzung in der Lexikalisierung*

Fusion wird von Brinton & Traugott als eine Art „freezing and fixing of collocations“ definiert, die als Ergebnis formaler Simplifizierung gilt (Brinton & Traugott 2005: 105). Aus der historischen Perspektive, die in der vorliegenden Studie vertreten wird, lässt sich folglich sagen, dass sich Fusion auf die Fixierung von einfacheren sprachlichen Sequenzen bezieht, die aus zusammengesetzten, komplexen morphologischen und syntaktischen Konstruktionen gebildet werden.

Bei der Lexikalisierung behandeln Brinton & Traugott (2005) zwei diverse Arten von Fusion, die des Weiteren kurz charakterisiert werden. Zum ersten Typ gehören Wandelprozesse, in denen die ursprünglichen Elemente zwar erkennbar, aber doch als ein einziges Lexem fixiert sind, sodass es zur Reduktion von den ursprünglichen Lexemen kommen kann:¹⁷

- 1) ahd. *io man/ eo man* (*io/ eo* ‘immer’ + *man* ‘Mensch’/‘Mann’) > mhd. *ieman* > nhd. *jemand* ‘irgendein Mensch’
- 2) ahd. *ni io man* (*ni* ‘nie’ + *io* ‘immer’ + *man* ‘Mensch’/‘Mann’) > mhd. *nioman* > nhd. *niemand* ‘kein Mensch’
- 3) ahd. *heri zogo* ‘Heer/Führer’ > mhd. *herzoge* > nhd. *Herzog* ‘Heerführer’

Im zweiten Fall sind die ursprünglichen Elemente in dem Maße als einziges zusammengesetztes Lexem fixiert, dass sie nicht mehr transparent sind. Ohne historisch-etymologische Kenntnisse kann man die ursprünglichen Einheiten nicht mehr erkennen. Hier kommt die sogenannte *coalescence*, also phonologische Verschmelzung zum Vorschein, die eindeutig als Vehikel für Lexikalisierungsphänomene solcher Art gilt. Phonologische Reduktion, die nicht in allen Lexikalisierungsfällen erfolgt, wird an den folgenden Beispielen deutlich:

¹⁷ Die Beispiele stammen aus den Online-Wörterbüchern DUDEN und DWDS verwendet.

- 4) ahd. *weralt* ‘Menschenalter’ (*wer* ‘Mensch’ + *alt* ‘Alter’) > mhd. *we(r)lt* > nhd. *Welt* ‘Lebensraum des Menschen’
- 5) ahd. **hiu tagu* ‘an diesem Tag’ > mhd. *hiute* > nhd. *heute* ‘am gegenwärtigen Tag’
- 6) ahd. *kienfohra* ‘Kiefer’ (*kien* ‘viel Harz enthaltendes [Kiefern]holz’ + *vorhe* ‘Kiefer’ > mhd. *kienvorhe* > nhd. *Kiefer* ‘Name eines Nadelbaums’
- 7) ahd. *sūtāri* ‘Näher’ > mhd. *schuochsüter* ‘Schuhmacher’ (*schuoch* ‘Schuh’ + *süter* ‘Näher’) > nhd. *Schuster* ‘Schuhmacher’
- 8) ahd. *gruoni* ‘grün’ > mhd. *gruo(n)māt* ‘grünes Mahd’ > nhd. *Grummet/Grumt* ‘durch den zweiten (oder dritten) Schnitt innerhalb eines Jahres gewonnenes Heu’

4.3.2 *Fusion und Verschmelzung in der Grammatikalisierung*

Die Zunahme der Fügungseige in Form von Fusion und Verschmelzung ist auch für Grammatikalisierungsprozesse charakteristisch.¹⁸ Was Brinton & Traugott (2005) als Unterschied in Bezug auf Fusion und Verschmelzung in Lexikalisierungs- und Grammatikalisierungsprozessen nennen, ist, dass Fusion und Verschmelzung in Grammatikalisierungsprozessen sogar zu Formen ohne overte Markierung (Zero-Formen / Nullmorpheme) führen können, wie das z.B. bei der Pluralmarkierung der Fall sein kann.¹⁹ Umso weniger ist dies der Fall bei Lexikalisierung – da kann eine Konstruktion oder sogar ein bereits reduziertes Lexem nicht in dem Maße noch mehr vereinfacht,

¹⁸ Nichtsdestotrotz kann es dazu kommen, dass es weder zu Fusion noch zu Verschmelzung in der Grammatikalisierung kommt, wie es bei der Entstehung des Rezipientenpassivs oder der subjektiven Gebrauchsweise von Modalverben der Fall ist.

¹⁹ Diese Feststellung zur unmarkierten Pluralform soll sogar als sprachübergreifend gelten: „Universal 35: There is no language in which the plural does not have some nonzero allomorphs, whereas there are languages in which the singular is expressed only by zero.” (Greenberg 1963 zit. n. Skopeteas (2016))

fusioniert und verschmelzt werden, dass es vollständig verschwindet. Es ist auch zu bedenken, ob es in so einem Fall tatsächlich von Lexikalisierung gesprochen werden kann. Fusion und Verschmelzung sind bei Grammatikalisierungsformen sogar in so einem starken Maße vorhanden, dass zwischen ihnen häufig nicht mehr unterschieden werden kann. Daher werden sie im Folgenden als eng miteinander verbunden genommen und dementsprechend dargestellt. Fusionierende Elemente ohne phonologische Reduktion, die den Grammatikalisierungsprozess durchmachen, findet man beispielsweise bei Konjunktionen: *damit, obwohl, deswegen, deshalb, trotzdem, somit* etc. sind alle Erscheinungsformen der Fusion.

Zu nennen sind allerdings weitere sprachliche Elemente, bei denen Verschmelzung zugrunde liegt. Zur deren Darstellung eignen sich am besten Klitika, die sprachhistorisch gesehen keine neuen Phänomene sind. Bereits im Althochdeutschen fand Klitisierung statt, indem bspw. die ursprüngliche Endung in der 2. Sg. (-s) mit dem nachgestellten Subjektpronomen (*thū*) verschmolz und das Klitikum *s=tū* als Teil der Verbendung reanalysiert wurde, wodurch das heutige Verbflexionsuffix *-st* entstand (vgl. Szczepaniak 2009: 122f.).²⁰ Die Fusion und Verschmelzung von Verben und Personalpronomen (bspw. *fragst=e, hast=e, meinst=e, kannst=e=s, ha=mer=s, ham=mir, ham=wa=s, weil=ich=s*) ist heute in der Umgangssprache bzw. in manchen deutschen Dialekten ein sehr häufiges Phänomen. Eine weitere präzente Form von Klitisierung ist die Verschmelzung von Präposition und Artikel, mit der sich Nübling (2005) im Rahmen einer tiefgründigen und umfassenden Analyse auseinandersetzt. Im Zentrum ihrer Untersuchung steht die Beobachtung, dass das Grammatikalisierungsspektrum der Klitisierung von Präposition und Artikel ein sehr weites Gebiet abdeckt, indem man von unverschmelzbaren, dialektal/regional/umgangssprachlich verschmelzbaren, überregional-fakultativ verschmelzbaren, und standardsprachlich obligatorisch verschmelzbaren Klitika reden kann (vgl. Nübling 2005: 123). Nübling macht einen Unterschied zwischen den sogenannten speziellen und einfachen Klitika, und zählt konkrete Verwendungsweisen von

²⁰ Auch im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen lassen sich nach Verschriftungen weitere Verschmelzungsformen finden, die jedoch noch genauer erforscht werden sollten (vgl. Nübling 2005: 127). Hervorzuheben ist jedoch, dass mit Verschriftungen im Rahmen sprachwissenschaftlichen Forschungen dieser Art auf jeden Fall vorsichtig umzugehen ist.

klitisierten Artikeln auf. Die folgende Aufzählung basiert auf Nübling (2005: 109f.):

- 1) Zeitpunkte (*am Freitag, im Dezember*)
- 2) Unika (*die Fahrt zum Mond*)
- 3) Eigennamen (*im Irak*)
- 4) Substantive mit genitivischem Attribut (*er kocht im Haus seiner Schwester*)
- 5) Abstrakt-situative Verwendungen (*zur Schule/zum Zahnarzt gehen*)
- 6) Substantivierte Verben, Adjektive (*am Schreiben sein, zum Schwimmen gehen*)
- 7) Phraseologismen, Idiomen, Funktionsverbgefüge (*ums Leben kommen*)
- 8) Abstrakta und Stoffbezeichnungen (*zur Belohnung, im Bier*)
- 9) Konkreta in assoziativ-anaphorischer Verwendung (*zum Großvater*)
- 10) Generische Verwendung (*die Ausbildung zum Regisseur*)

Es stellt sich die Frage, welche Bedingungen bei der formalen Koaleszenz eine Rolle spielen; m.a.W., welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit die Verschmelzung der Präposition und des Artikels erfolgt. Nübling (2005) schlägt sechs Bedingungen vor, von denen sich die Sonorität des präpositionalen Auslauts als der maßgeblichste Faktor beim Ausgang der Grammatikalisierung erweist. In manchen Dialekten kann es sogar zur Nullrealisierung klitischer Artikelformen kommen, das sei im Alemannischen der Fall, in dem eine komplette Erosion erfolgen kann: *d Kasse* > *Kasse*, *d Platte* > *Platte*, *i* = Ø 'in den', *a* = Ø 'an den' (vgl. Nübling 2005: 123f.).

Dieses Unterkapitel deutet also darauf hin, dass Fusion und Koaleszenz keineswegs getrennt voneinander zu behandeln sind; sie stehen in einer Hierarchie zueinander: jede phonologische Verschmelzung ist gleichzeitig eine Art Fusion, aber Fusion kann in vielen Fällen sowohl in Lexikalisierungs- als auch in Grammatikalisierungsprozessen ohne die Miteinbeziehung phonologischer Reduktion erfolgen.

4.4 Demotivierung und Metaphorizität/Metonymizität

Demotivierung, Metaphorizität und Metonymizität sind, Brinton & Traugott (2005) zufolge, charakteristische Eigenschaften sowohl der Grammatikalisierung als auch der Lexikalisierung. Der Grund, wa-

rum diesen drei Aspekten in der vorliegenden Studie in einem umfassenden Unterkapitel nachgegangen wird, ist, dass sie alle Arten semantischen Wandels implizieren, die nicht immer eindeutig voneinander zu unterscheiden sind. Im Folgenden wird zum einen die Demotivierung und zum anderen die Metaphorizität/Metonymizität unter dem Gesichtspunkt der Lexikalisierungs- und Grammatikalisierungsprozesse untersucht.

4.4.1 Demotivierung

Für die Lexikalisierung wird häufig hervorgehoben, dass lexikalisierende Einheiten, semantisch gesehen, eine immer spezifischere und eingeschränktere Bedeutung aufweisen. Das kann damit einhergehen, dass der sprachliche Ausdruck seine Motiviertheit verliert. Motiviertheit weist in diesem Sinne darauf hin, dass man aus der Form einer sprachlichen Einheit auf ihre Bedeutung schließen kann. Erfolgt das nicht, hat man mit einer lexikalisierten Einheit zu tun, deren Entwicklung Demotivierung zugrunde lag (*Himbeere, Brombeere, Bräutigam, Eigenbrötler, Nachtigall, Schornstein* usw.). Diese Art von Verlust kann meines Erachtens aus drei Gründen erfolgen:

- 1) Änderung des Referenzbezugs (z.B. Ähnlichkeitsbezug zu einem neuen Referenten)
- 2) Das Referenzobjekt existiert nicht mehr (z.B. infolge von Veränderung sozialer und kultureller Umstände). Sollte der sprachliche Ausdruck weiterverwendet werden, kann er für etwas Anderes stehen.
- 3) Semantische Fehlinterpretation

Brinton & Traugott (2005) behandeln die Demotivierung getrennt von der Idiomatisierung, was man jedoch nicht so strikt nehmen muss. Abgesehen von der Demotivierung lässt sich auch die Idiomatisierung als Aspekt der Lexikalisierung beobachten. Damit ist gemeint, dass es zur Lexikalisierung auch ohne Idiomatisierung kommen kann. Überdies muss noch in Betracht gezogen werden, dass Demotivierung sowohl Lexikalisierungs- als auch Idiomatisierungsprozessen zugrunde liegen kann, was wiederum dafür spricht, dass Demotivierung und Idiomatisierung Eigenschaften von Lexikalisierungsprozessen sein können.

Was Idiome angeht, darf nicht übersehen werden, dass sie ihre Motiviertheit während des Sprachwandels verlieren können, was letztendlich dazu führt, dass sie zwar morphologisch transparent bleiben, aber semantisch opak werden. Semantische Opazität bedeutet, dass sich die Bedeutung von Idiomen nicht aus den Bedeutungen ihrer einzelnen Komponenten kompositionell ergibt und sich nicht vorhersagen lässt.²¹ Schlagende Beispiele wie *den Löffel abgeben*, *Schmetterlinge im Bauch haben*, *sein blaues Wunder erleben*, *nur Bahnhof verstehen*, *den Kopf verlieren* sind so fest im Sprachgebrauch verankert, dass man ihren Ursprung ohne etymologische Kenntnisse nicht zurückverfolgen kann. Wie auch diese Fälle veranschaulichen, liegt Demotivierung lexikalisierten Einheiten zugrunde.

Wie in diesem Abschnitt an der Entwicklung deutscher Pluralmarker veranschaulicht wird, ist die Demotivierung auch für Grammatikalisierungsprozesse charakteristisch.²² In vielen Sprachen der Welt entwickeln sich Pluralmarker der Grammatikalisierungstheorie entsprechend ursprünglich aus selbstständigen lexikalischen Einheiten, die im Späteren zu Klitika bzw. Affixen werden (vgl. Wegener 2005: 86). Im Proto-Germanischen waren hingegen Suffixe vorhanden, aus denen sich die heutigen deutschen Pluralmarker entwickelten. Auf dieser These beruht u.a. die Entwicklung des *-er*-Pluralmarkers, der in den folgenden Abschnitten nachgegangen wird. Der Ausgangspunkt hierfür ist die Annahme, dass in der proto-germanischen Zeit das Stammbildungssuffix **es* für Neutra verwendet wurde, die als Kollektiva meist landwirtschaftliche Bedeutung hatten. Mit gewissen phonologischen Änderungen trat dieses Morphem in allen Formen im

²¹ Dies entspricht also dem Frege-Prinzip (Kompositionalitätsprinzip) nicht, das besagt, dass sich die Bedeutung des gesamten Satzes (Ausdrucks) aus seinen einzelnen Bestandteilen und der Art der Zusammensetzung ergibt (vgl. Schwarz-Friesel & Chur 2014: 127). Andere zentrale Eigenschaften von Idiomen sind die eingeschränkte grammatische Verwendung und der Mangel an lexikalischer Ersetzbarkeit (vgl. Brinton & Traugott 2005: 54f.). Es darf an diesem Punkt nicht übersehen werden, dass eine gewisse Variation möglich ist. Siehe zu gewissen Variationsformen Pilarský (2015: 77) oder zur ausführlicheren Darstellung der (syntaktischen) Selektionsbeschränkungen und zu Folgen der Variationen Soehn (2005: 10-33).

²² Dieser Abschnitt basiert überwiegend auf Wegener (2005). Obwohl der Fokus im Folgenden auf den *er*-Plural gelegt wird, darf nicht übersehen werden, dass auch der *en*-, *s*-, und der sogenannte Umlaut-Plural auf einem ähnlichen Prinzip beruhen.

Paradigma auf, sodass neutrale Nomina dieser Art die folgende Struktur aufwiesen:²³

1) Entwicklung des Pluralmarkers im Proto-Germanischen:

Nom. Sg.	<i>lamb</i> iz	Pl.	<i>lamb</i> iz-o
Gen.	<i>lamb</i> iz <i>aza</i>		<i>lamb</i> iz <i>om</i>
Dat.	<i>lamb</i> iz <i>ai</i>		<i>lamb</i> iz <i>omoz</i>
Akk.	<i>lamb</i> iz		<i>lamb</i> iz <i>o</i>
Instr.	<i>lamb</i> iz <i>u</i>		

Aus phonologischen Gründen (als Wirkung des Vernerschen Gesetzes) entwickelte sich das Morphem **es* im Althochdeutschen zu *-ir*, das jedoch nicht am Wortende auftreten konnte. Dies trug dazu bei, dass das ehemalige Stammbildungssuffix im Nominativ und Akkusativ überhaupt nicht auftrat, sodass dies auch nicht mehr als Stammbildungssuffix interpretierbar war. Da *-ir* in gewissen Fällen funktionslos wurde, und durch seinen Wegfall im Nominativ und Akkusativ das ganze Paradigma unsystematisch wurde, hatte das Folgen auf das Paradigma selbst: Im Plural waren alle Formen mit *-ir* versehen, im Singular dagegen nicht, sodass das semantisch leere *-ir* demzufolge in allen Formen des Singulars getilgt wurde. Auch weitere rein phonologische Veränderungen (vollständiger Abbau des finalen *-u* im Plural) sorgten für die Systematisierung des Paradigmas im Althochdeutschen:

2) Entwicklung des Pluralmarkers im Althochdeutschen:

Nom. Sg.	<i>lamb</i>	Pl.	<i>lamb</i> ir
Gen.	<i>lamb</i> <i>es</i>		<i>lamb</i> ir <i>o</i>
Dat.	<i>lamb</i> <i>ai</i>		<i>lamb</i> ir <i>um</i>
Akk.	<i>lamb</i>		<i>lamb</i> ir
Instr.	<i>lamb</i> <i>u</i>		–

²³ Diese und die nächste Abbildung zur weiteren Entwicklung des *-er* Pluralmarkers beruht auf Wegener (2005: 87f.). Aus den begrenzten Möglichkeiten des DWDS-Korpus wurden diese Beispiele aus Wegener (2005) genommen.

An diesem Punkt schien das *-ir* unmotiviert zu sein, da dies nicht mehr mit der Funktion des ehemaligen Stammbildungssuffixes in Verbindung gebracht wurde. Diese Demotivierung war die Bedingung dafür, dass das funktionslose und semantisch leere Suffix *-ir* morphologisch als Pluralmarker reanalysiert wurde und somit eine neue Funktion und gleichzeitig damit eine neue Bedeutung erhielt. Im darauffolgenden Entwicklungsschritt wurde das *-ir* zu *-er*-Morphem, und es weitete sich auch auf andere Neutra mit nicht-landwirtschaftlicher Bedeutung aus bzw. auf Nomen, die ursprünglich nicht zu dieser Deklinationsklasse gehörten.

Wie diese Beispiele veranschaulichen, kann Demotivierung sowohl der Lexikalisierung als auch der Grammatikalisierung zugrunde liegen. Wichtig ist darauf hinzuweisen, dass diese zwei Beispiele keineswegs das gesamte Spektrum an Demotivierung abdecken. Ob Demotivierung ein Aspekt ist, der sowohl Lexikalisierungs- als auch Grammatikalisierungsprozessen notwendigerweise zugrunde liegt, kann bestritten werden. Im Rahmen der vorliegenden Studie wird somit die These vertreten, dass Demotivierung ein wichtiger aber keineswegs ein hinreichender Aspekt von Lexikalisierungs- und Grammatikalisierungsprozessen ist. Wie die folgenden Abschnitte zeigen, können Ausdrücke auch metaphorisch oder metonymisch motiviert sein, sodass man in diesen Fällen nicht mehr von Demotivierung im obigen Sinne reden kann.

4.4.2 *Metaphorizität/Metonymizität*

Betrachtet man Metaphern und Metonymien als kognitionsbasierte Mechanismen, stellt man fest, dass metaphorische/metonymische Ausdrücke als Spuren kognitiver Aspekte menschlicher Aktivitäten gelten können, indem man erfahrungsbasierte Aspekte menschlicher Kognition auf die Sprachverwendung, genauer gesagt auf den Sprachwandel, projiziert.²⁴ Der Grad der Metaphorizität bzw. Metonymizität kann somit sowohl an lexikalisierten als auch an grammatikalisierten

²⁴ Zur 'kognitiven Wende' in der Grammatikalisierungs- und Lexikalisierungsforschung leisteten v.a. Ansätze der kognitiven Sprachtheorie einen Beitrag. Wichtige Erkenntnisse im Bereich der kognitiven Linguistik übten eine große Wirkung auf das Forschungsfeld der Grammatikalisierung und Lexikalisierung aus. Hervorzuheben sind Langacker (1983), Lakoff (1987) und Johnson (1987). Zu weiteren geschichtlichen Aspekten in Bezug auf die Entwicklung der Grammatikalisierungsforschung unter dem Einfluss des holistischen Ansatzes der kognitiven Linguistik siehe bspw. Ladányi (2005).

Formen untersucht werden. Metaphorische Motiviertheit lässt sich anhand von zahlreichen Lexemen, Ausdrücken und Idiomen im Lexikon untersuchen. Lexeme wie *Tischbein*, *Flaschenhals*, *Bergfuß*, *Flußarm* usw. sind Beispiele dafür, dass nicht-menschliche Entitäten mit menschlichen Zügen versehen werden können. Lexikalisierte Personifikationen sind in dieser Hinsicht metaphorisch motiviert, da sie bestimmte Eigenschaften menschlichen Wesens auf unbelebte Entitäten projizieren, wodurch eine metaphorische Projektion zwischen menschlichem Wesen einerseits und gewissen Entitäten andererseits entsteht. Nimmt man die obigen Beispiele als Grundlage, kann man feststellen, dass diese Spenderlexeme eindeutig aus dem konzeptuellen Bereich MENSCH stammen, mit dessen Hilfe die erwähnten Objekte konzeptuell erfassbar sind.

Radden (2002) schlägt vor, in bestimmten Fällen von metonymisch motivierten Metaphern zu reden (vgl. Tóth 2011: 33). Zur Darstellung der metonymischen Motiviertheit von Metaphern nimmt Tóth (2011) Idiome wie: *vor Wut platzen können*, *sein Mütchen an jemandem kühlen*, *Dampf ablassen*, *das Blut kocht in den Adern*. Was an all diesen sprachlichen Ausdrücken gemeinsam ist, ist das Zusammenspiel von Emotionen auf der einen Seite und (physisch wahrnehmbarer) Temperatur auf der anderen Seite: Aus dem Vorhandensein von Ärger, Zorn und Wut verursachen Hitze, die man wie Dampf ablassen kann.²⁵ Diesen Ausdrücken liegen mehrere Metaphern zugrunde, wie bspw. DER MENSCH IST BEHÄLTER und ÄRGER IST HITZE. Letzteres beruht jedoch auf der konzeptuellen Metonymie DIE ERHÖHUNG DER KÖRPERTEMPERATUR STEHT FÜR DEN ZORN. Generalisierend kann festgestellt werden, dass die Metapher DIE EMOTION IST TEMPERATUR durch die Metonymie DIE FOLGEERSCHEINUNG STEHT FÜR DIE ERSCHEINUNG motiviert ist (Tóth 2011: 34f.).²⁶

Was die metaphorische und metonymische Motiviertheit in der Grammatikalisierung angeht, wird es an den unteren Beispielen

²⁵ Wie Tóth (2011) darauf eingeht: „In unserem konzeptuellen System sind die zwei Phänomene so eng verbunden, dass wir den ZORN nicht nur als HITZE wahrnehmen, sondern das Konzept des ZORNs mit Hilfe des Konzepts der HITZE verstehen.“ (Tóth 2011: 34)

²⁶ Wie Metaphern und Metonymien genau voneinander auseinanderzuhalten sind, lässt sich je nach theoretischem Ansatz und Rahmen beantworten. Radden (2002) und Barcelona(2000) nehmen bspw. an, dass die Sprache grundsätzlich metonymisch motiviert sei, und dass jede Metapher von Metonymie motiviert sei (vgl. Tóth 2011: 48).

deutlich, dass die Grammatikalisierung von gewissen Präpositionalen auch durch metonymische und metaphorische Prozesse geprägt ist:²⁷

- a) *Im Vorfeld der Universität Bielefeld befinden sich Parkplätze zum Abstellen der Fahrzeuge.*
- b) *Im Vorfeld der Wahlen in Deutschland sind die Germanistikstudierenden sehr aufgeregt.*
- c) *Im Verlauf der Schongauerstraße sind die Hausnummern nicht immer eindeutig feststellbar.*
- d) *Mit diesem Verlauf der Linguistiktagung hatte ich nicht gerechnet.*

Die obigen Beispiele zeigen, dass die Präpositionalen *im Vorfeld* und *im Verlauf* auf einem ähnlichen Konzept basieren, da beiden relationale Inhaltswörter zugrunde liegen. Diese Konstruktionen drücken ursprünglich eine räumliche Position zu einer gewissen Entität aus, die in der jeweiligen Nominalphrase bezeichnet wird. Aus diesem Kontext heraus fand die Entkonkretisierung statt, als deren Folge eine zeitliche Uminterpretation eintrat, sodass beide Konstruktionen nicht mehr räumlich, sondern zeitlich aufgefasst werden. *Im Vorfeld* drückt somit Vorzeitigkeit aus, und weist auf den zeitlichen Abstand zum Geschehen. Man kann sich natürlich fragen, wie diese zeitliche Uminterpretation stattfand, welche menschliche Erfahrung zur Etablierung der Metonymie RAUM STEHT FÜR ZEIT bzw. der Metapher ZEIT IST RAUM beiträgt. Szczepaniak (2011) findet eine mögliche Erklärung für die metonymisch motivierte zeitliche Umkodierung. Sie nimmt an, dass man beim Eintreten in ein Gebäude zuerst einen Vorraum betritt, d.h., das erfolgt zeitlich früher als das Eintreten in andere Räume (vgl. Szczepaniak 2011: 93f.). Ihre Erklärung würde ich an dieser Stelle präzisieren und etwa generalisieren: Was man räumlich zuerst erfährt, kommt es auch zeitlich früher. Diese Entwicklung kann man an Daten aus den Referenz-, und Zeitungskorpora des DWDS zurückverfolgen. Interessanterweise fand der Wechsel von der Bezeichnung räumlicher Verhältnisse zur Bezeichnung zeitlicher Bezeichnung erst im 20. Jahrhundert statt.

- (8) Im Ancre-Gebiet vielfach Zusammenstöße **im Vorfeld** unserer Stellungen; dort und bei Säuberung der Engländernecker bei Saily wurden 30 Gefangene und drei Maschinengewehre eingebracht. (Luddendorf: *Der Bericht des Hauptquartiers*, Vossische Zeitung, 1917, DWDS)

²⁷ Die Beispiele stammen von E.B.

- (9) Auf französischer Seite waren **im Vorfeld** des Douaumont an diesem Abend genau wie am nächsten Morgen nur noch abgekämpfte, zersprengte und mehr oder weniger aufgeriebene Truppenabteilungen, denen jeder innere Zusammenhang und jede Verbindung nach rechts und links fehlte. (Ziegler: *Der Opfergang der besten Soldatenvölker Europas*, Völkischer Beobachter, 1936, DWDS)

Die erste Stelle, an der das Präpositionale *im Vorfeld* Zeitlichkeit impliziert, findet sich in der Ausgabe der Tageszeitung DIE ZEIT von 1946. Um diese Zeit wurde dieser Ausdruck jedoch auch in anderen Kontexten mit räumlicher Bedeutung verwendet, wie Beispiel (11) zeigt.

- (10) Wir sind **im Vorfeld** des Surrealismus. (*Das Land Orplid und die Trümmer*, DIE ZEIT, 1946, DWDS)
- (11) Die Staaten **im Vorfeld** Rußlands kommen zu keiner inneren Ruhe. (*Politische Ökonomie im Sowjet-Vorfeld*, DIE ZEIT, 1949, DWDS)

Wie aber die unteren Beispiele (12-14) aus späteren Jahrzehnten bzw. von heute veranschaulichen, wird *im Vorfeld* ab den 50er Jahren für das Ausdrücken von zeitlichen Verhältnissen gebraucht:

- (12) Wir stehen **im Vorfeld** einer technischen Wende. (Klemperer: *[Tagebuch] 1958*, 1958, DWDS)
- (13) Es scheint, als sollte **im Vorfeld** der französischen Parlamentswahlen die Bemühungen um die Vereinigung Europas zur Disposition gestellt werden. (*Europa – nur zum Gähnen?*, DIE ZEIT, 1977, DWDS)
- (14) Er soll **im Vorfeld** der WM 2013 in Moskau versucht haben, die Ausmaße des Dopingproblems in Russland zu verschleiern. (*Skandal um vertuschte Dopingtests: Ehemaliger Coe-Vertrauter bestätigt Erhalt von 25.000 Pfund*, DIE ZEIT, 2016, DWDS)

Wie die obigen Beispiele zeigen, erwies sich das Präpositionale *im Vorfeld* als Ausdrucksform vorzeitiger Relationen als äußerst produktiv, sodass seine ursprüngliche Bedeutung dabei fast vollständig abgelöst wurde. Einen ähnlichen Weg machte auch das Präpositionale *im Verlauf* durch: Das basiert zwar auch auf der oben erwähnten Uminterpretation, aber seine Wurzeln liegen in viel früheren Jahrhunderten als die des Präpositionalen im vorhin erwähnten Fall. Das grundlegende Verb für die Konstruktion *im Verlauf* war das althochdeutsche Verb *fir(h)loufan* 'vorauslaufen, überholen'. Die Verwendung mit dieser Bedeutung des Verbs breitete sich über einen längeren

Zeitraum aus und wurde allgemeiner, sodass dies im Mittelhochdeutschen (*verloufen*) ‘vorüberlaufen, sich begeben, sich abnützen’ bedeutete. Somit entstand im 15. Jahrhundert das Nomen *Verlauf* mit der Bedeutung ‘Ablauf, Entwicklung’. Es ist wiederum eine ungeklärte Frage, wie die Bedeutung ‘Entwicklung’ hinzukam, weil das mhd. Verb *verloufen* diesen Aspekt nicht mitlieferte. Wahrscheinlich wurde aufgrund dieses Aspekts die Bedeutung bezüglich der zeitlichen Verhältnisse weiter ausgedehnt, was zur Folge hatte, dass *im Verlauf* heute eher eine temporale Lesart hat, obwohl das Nomen *Verlauf* eindeutig eine räumliche Struktur aufweist.

All diese Überlegungen deuten folglich stark darauf hin, dass alle drei Hauptaspekte dieses Unterkapitels, also die Demotivierung, Metaphorizität und Metonymizität sowohl für Lexikalisierungs- als auch für Grammatikalisierungsprozesse charakteristisch sind. Die Art und Weise, wie diese in den einzelnen Entwicklungsschritten von grammatikalisierenden oder lexikalischen Formen geprägt sind, ist jedoch nicht einheitlich.

Die sechs Merkmale, die in den folgenden Abschnitten dargestellt werden, können nach dem Modell von Brinton & Traugott (2005) als Merkmale von Grammatikalisierungsprozessen und nicht von Lexikalisierungsprozessen angesehen werden.

4.5 Dekategorialisierung und semantische Abschwächung

4.5.1 Dekategorialisierung und semantische Abschwächung in Grammatikalisierungsprozessen

Auf die Aspekte Dekategorialisierung und Semantische Abschwächung wird im Folgenden durch die Darstellung des sogenannten Rezipientenpassivs (Adressatenpassiv, *bekommen*-Passiv) und dessen Entwicklung näher eingegangen.²⁸ Dies ist ein Phänomen der deutschen Sprache, an dem sowohl die Dekategorialisierung als auch die semantische Abschwächung erkennbar sind. Mit ‘Dekategorialisierung’ ist in der vorliegenden Studie gemeint, dass Einheiten ihre morphosyntaktischen Funktionen aufgeben, was grundsätzlich mit einem Kategorienwechsel und häufig mit dem Verlust syntaktischer Freiheit einhergeht. Wenn aus einem Verb eine Partizipialform entsteht,

²⁸ Dies erfolgt vor allem in Anlehnung an Diewald (1997), Szczepaniak (2009) und Ferraresi (2014).

geht das mit bestimmten Restriktionen in der Syntax einher; oder wenn ein Nomen die Entwicklung zum Präpositionalen durchmacht, ändern sich dabei dessen morphologische Merkmale und natürlich auch seine syntaktische Stellungsfreiheit. Brinton & Traugott (2005) nehmen Hoppers Definition von der Dekategorialisierung als Grundlage. Der Prozess der Dekategorialisierung sieht folgendermaßen aus:

[forms] lose or neutralize the morphological markers and syntactic privileges characteristic of the full categories Noun and Verb, and... assume attributes characteristic of secondary categories such as Adjective, Participle, Preposition, etc. (Hopper 1991 zit. n. Brinton & Traugott 2005: 107).²⁹

‘Semantische Abschwächung’ weist hingegen darauf hin, dass es durch Veränderung des deskriptiven Inhalts der sprachlichen Einheit zu einem gewissen Verlust an semantischem Inhalt kommt, was grundsätzlich zu gewissen Restriktionen auf der inhaltlichen Seite führt (z.B. im Sinne vom Verlust der Referenzialität, der deiktischen Bedeutung).

Das Rezipientenpassiv, dessen Entstehung grundsätzlich im Mittelhochdeutschen zu verorten ist, zeigt den Verlauf der Entwicklung eines Vollverbs zu einem Auxiliar.³⁰ Beobachtet man den Unterschied unter den folgenden drei Verwendungen von *bekommen*, wird sicht-

²⁹ Was Hoppers Definition angeht, würde ich an dieser Stelle anmerken, dass die aus zwei Gründen fragwürdig ist. Zum einen impliziert die Definition, dass Dekategorialisierung mit dem Wechsel von einem sogenannten ‘full category’ zu einem anderem nicht einhergehen kann. Was Nomen anbelangt, kann natürlich ein N > N-Wechsel aus dem Grund nicht erfolgen, weil das natürlich nicht den Prinzipien der Grammatikalisierung entspricht. Aber ein N > V-Wandel kann jedoch als Wechsel von einem ‘full category’ zu einem anderen bedeuten, was jedoch nicht an die Prinzipien der Grammatikalisierung anstößt. Zum anderen kann man sich fragen, nach welchen Kriterien man ‘full and secondary categories’ einordnet.

³⁰ Vargyas (2012) behandelt die Entstehung und Entwicklung des Rezipientenpassivs besonders ausführlich. Nach ihren Überlegungen gibt es schriftliche Belege für die Grammatikalisierung des Rezipientenpassivs ab Ende des 18. Jahrhunderts, aber auch einige frühere Belege ab Ende des 16. Jahrhunderts sprechen dafür, dass die Entstehung des Rezipientenpassivs auf das 16. Jahrhundert zu datieren ist. Anzumerken ist jedoch Vargyas’ Beobachtung zufolge, dass die früheren Belege nur „in einem areal begrenzten Rahmen“ zu finden sind. Eine starke Expansion des Passivs, dessen allgemeine Verbreitung und Akzeptanz durch Sprecher lassen sich somit erst ab den 1800er Jahren beobachten (Vgl. Vargyas 2012: 213).

Eine ähnliche Tendenz zeichnete sich auch in historischen Textkorpora des DWDS aus: die Anzahl der *bekommen/kriegen* – Hilfsverben sind ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristisch.

bar, was mit der Auxialisierung und semantischer Abschwächung des Verbs *bekommen* gemeint ist:

- a) *Sie bekommt ein Auto.*
- b) *Sie bekommt die Bretter (und zwar) schon passend zugeschnitten.*³¹
- c) *Sie bekommt das Paket zugeschickt.*

Im Satz a) wird das Verb als finites Hauptverb verwendet, dessen inhaltliche Aspekte zur Gesamtbedeutung des Satzes beitragen. Es wird jedoch keine Partizip II-Form eines anderen Verbs hinzugefügt, sodass das Verb *bekommen* eindeutig eine syntaktisch und semantisch freie und ungebundene Einheit bildet. Als Ausgangspunkt für die Grammatikalisierung des *bekommen*-Verbs lässt sich hingegen das zweite Beispiel b) betrachten, bei dem bereits eine semantische Modifizierung stattfindet. Der Satzteil *zugeschnitten* ist in dem vorliegenden Satz eine Prädikativangabe, die einerseits das Akkusativobjekt semantisch modifiziert, andererseits aber auch selbst durch *schon passend* modifiziert wird. Am dritten Beispiel wird deutlich, dass der Schwerpunkt auf der Handlung selbst liegt, was darauf hinweist, dass neben der Lesart ‘Sie bekommt das Paket und zwar zugeschickt’, eine neue Lesart ‘Jemand schickt ihr ein Paket zu’ bzw. ‘Das Paket wird ihr zugeschickt’ hinzukommt. Dieser Grammatikalisierungsablauf und die Zuordnung syntaktischer Funktionen und semantischer Rollen in den oben dargestellten Beispielsätzen lassen sich folgendermaßen veranschaulichen:

- | | | | | |
|---------------|-----------------------------|--------------------|-----------------------------------|-------------------------|
| 1) <i>Sie</i> | <i>bekommt</i> | <i>ein Auto.</i> | | |
| [Subjekt] | [finites Vollverb] | [Akk.objekt] | | |
| [Rezipient] | [Geschehen] | [Patiens] | | |
| | | | | |
| 2) <i>Sie</i> | <i>bekommt</i> | <i>die Bretter</i> | <i>schonpassend</i> | <i>zugeschnitten.</i> |
| [Subjekt] | [finites Vollverb] | [Akk.objekt] | [Adverb] | [adj. Partizip] |
| [Rezipient] | [Geschehen] | [Patiens] | [-] | [Geschehen] |
| | | | | |
| 3) <i>Sie</i> | <i>bekommt</i> | <i>das Paket</i> | <i>zugeschickt.</i> | |
| [Subjekt] | [finites Hilfsverb] | [Akk.objekt] | [infinites Prädikatsteil] | |
| [Rezipient] | [Geschehen] | [Patiens] | [Geschehen] | |

³¹ Dieser Beispielsatz stammt aus Diewald (1997: 33).

Aus der obigen Darstellung lassen sich Aspekte ableiten, die als Bedingungen für die Grammatikalisierung des Rezipientenpassivs, und die semantische Modifizierung von *bekommen* angesehen werden können. Einerseits beinhaltet die Argumentstruktur der beiden Verben die Patiensrolle, andererseits sind in beiden Argumentstrukturen Zielrollen vorhanden, die sogar die gleiche Referenzidentität aufweisen. Diese Aspekte begünstigen folglich nicht nur die Entstehung des Rezipientenpassivs, sondern sorgen auch für dessen Weiterentwicklung, Vereinheitlichung und Grammatikalisierung. Im DWDS lassen sich auch viele Beispiele zu dieser Art grammatischer Konstruktion zuordnen:

- (15) Von Hr. von Born aus Wien **bekomme** er manchmahl Naturalien für sie **geschickt**. (Sander, Heinrich: *Beschreibung seiner Reisen durch Frankreich, die Niederlande, Holland, Deutschland und Italien, Bd. 2.*, 1784, DWDS.)
- (16) Christodulus, **bekommt** eine Kirche und Straße von dem Sultane **geschenkt**. (Cantemir, Dimitrie: *Geschichte des osmanischen Reichs nach seinem Anwache und Abnehmen*, 1745, DWDS.)
- (17) Brunhildens Freier hauptverlustig, sobald er gegen die Braut verliert. (v. 1324.) u.s.w. Egil Skalagrim hingegen **bekommt** sein verwirktes Leben **geschenkt**, um eines schönen Liedes willen, das daher den Namen Höfdlausn (Haupteslösung) führt. (Grimm, Jacob: *Über den altdeutschen Meistergesang*, 1811, DWDS.)
- (18) Du **bekommst** es eben **geschenkt**, – wir andern müssen es erobern. (Andreas-Salome, Lou: *Fenitschka. Eine Ausschweifung*, 1898, DWDS.)

Szczepaniak (2009) geht auch darauf ein, dass eine Reanalyse in der Konstituentenstruktur stattfindet, die zur Folge hat, dass die Patiensrolle nicht nur konkreten Objekten, sondern auch abstrakten Objekten zugewiesen werden kann. Darüber hinaus ist es ein weiteres Zeichen für die Grammatikalisierung, dass man dem Subjekt auch andere semantische Rollen (Adressat, Malefaktiv, Benefaktiv) zuschreiben kann, und das Subjekt selbst unbelebt sein kann. Dass heute sogar auch intransitive Dativ-Verben wie *helfen* Rezipientenpassiv bilden können, spricht wiederum dafür, dass der Grammatikalisierungsprozess des Rezipientenpassivs noch nicht abgeschlossen ist (vgl. Szczepaniak 2009: 156).

An dieser Stelle stellt sich die Frage, wie aus diesen Überlegungen die Dekategorialisierung und die semantische Abschwächung zusam-

menhängen. Dekategorialisierung findet man am Beispiel der Entwicklung des Rezipientenpassivs, wenn die Akkusativergänzung des Vollverbs *bekommen* nicht mehr von *bekommen* bedingt ist, sondern vom infiniten Prädikatsteil. Dies trägt dazu bei, dass der Status von *bekommen* zum Status von Auxiliar degradiert wird.³² Die Modifizierung Vollverb > Auxiliar ist somit eine Art Dekategorialisierung, die semantische Abschwächung aufweist. Dieser Aspekt lässt sich jedoch auch als Bedingung für die Paradigmatisierung, weitere Extension und Miteinbeziehung von anderen Partizip II-Formen betrachten.³³

4.5.2 Dekategorialisierung und semantische Abschwächung in Lexikalisierungsprozessen

Ob Dekategorialisierung und semantische Abschwächung bei Lexikalisierung stattfinden kann, ist eine umstrittene Frage, die man grundsätzlich im Licht ihrer Definitionen behandeln kann. Brinton & Traugott (2005) gehen davon aus, dass Dekategorialisierung in Lexikalisierungsprozessen zwar vorkommen kann, aber für sie nicht charakteristisch ist. Obwohl Lexikalisierung vor allem mit Demotivierung, also mit Veränderung der inhaltlichen/lexikalischen Seite eines sprachlichen Zeichens einhergeht, und Dekategorialisierung hingegen mit morphosyntaktischem Wandel, darf man nicht übersehen, dass Dekategorialisierung doch ein wichtiges Element von synchronen Lexikalisierungsprozessen ist (z.B. *spielen* > *das Spiel*). Für diachrone Lexikalisierung ist die Dekategorialisierung aber nicht charakteristisch.

Wie angesprochen, ist bei der Lexikalisierung vor allem die inhaltliche Seite sprachlicher Zeichen betroffen, auf die ausführlicher in den Unterkapiteln 3. und 4.4. eingegangen wurde. An dieser Stelle ist es jedoch relevant, die wichtigsten Anhaltspunkte nochmal aufzugreifen, um zum einen den Unterschied zwischen der semantischen Konkretisierung und der semantischen Abschwächung deutlich zu machen, und zum anderen eine kurze Überleitung zu den Merkmalen 'Produktivität', 'Frequenz', 'Typologische Allgemeinheit' zu machen.

³² Für Dekategorialisierung findet man noch zahlreiche Beispiele in der Entwicklung von bestimmten Präpositionalen. Sämtlichen Präpositionalen liegen Nomen zugrunde (aufgrund, infolge, infolgedessen, usw.); Konjunktionen entwickelten sich aus ehemaligen Inhaltswörtern (dass, weil, usw.).

³³ Zum Rezipientenpassiv siehe ausführlicher Diewald (1997: 30-41), Vargyas (2012), Szczepaniak (2009: 152-158).

Semantische Konkretisierung kann man meines Erachtens durch den Ausdruck *semantische Verstärkung* ersetzen. Die erste Voraussetzung dabei ist es, dass ein Ausdruck über viele Verwendungsformen verfügt, die sich jedoch in einem späteren Schritt nur auf ein bestimmtes Gebiet, nur für eine bestimmte Verwendung einschränken. Diese Einschränkung geht folglich damit einher, dass sich der gewisse Ausdruck für etwas „spezialisiert“ und seine Bedeutung konkreter wird. Dies lässt sich am besten an Idiomatisierungsprozessen untersuchen, in denen sich auch die Semantik bestimmter Kollokationen verstärkt und konkretisiert. Semantische Abschwächung ist hingegen der umgekehrte Prozess, in dem die ursprüngliche Semantik verblasst und abstrakter wird, sodass ein breiterer Bereich von Verwendungen abgedeckt werden kann. Bei Lexikalisierungsprozessen ist dies nicht der Fall. Diese Gerichtetheit im Sinne von Abschwächung und Konkretisierung wird auf der Abbildung 2 im nächsten Unterkapitel veranschaulicht. Damit hängen die nächsten Hauptaspekte des folgenden Kapitels eng zusammen.

4.6 Subjektivierung, Produktivität und Frequenz

In diesem Unterkapitel werden die Merkmale ‘Subjektivierung’, ‘Produktivität’ und ‘Frequenz’ in einem gemeinsamen Unterkapitel behandelt, weil sie alle in gewissem Maße miteinander zusammenhängen und durch die historische Entwicklung der Modalverben gut beschreibbar sind.

Aus den bisher Erörterten lassen sich bestimmte Eigenschaften von lexikalischen und grammatischen Zeichen ableiten, denen häufig ein weiterer Aspekt zugewiesen wird, und zwar der Aspekt der Subjektivierung. Die Eigenschaft ‘Subjektivierung’ kann man durch den Bezug zum Deixis erklären und beschreiben. Lexikalische Elemente sind somit als nicht-deiktisch anzusehen, was impliziert, dass sie feste Bestandteile der Proposition sind und somit über eine charakterisierende Funktion verfügen. Grammatische Elemente sind hingegen deiktisch; sie sind folglich keine festen Bestandteile der Proposition, erfüllen lediglich die Funktion, als Grundlage für die sprachliche Mitbeziehung der Bewertung der Sprecherin/des Sprechers zu dienen. ‘Subjektivierung’ kann man demzufolge als einen Aspekt ansehen, den man grundsätzlich an der Beziehung zwischen der Origo, also dem Sprecher, und dem Dargestellten erfassen kann. Diese Art von Sprecherbasiertheit impliziert somit die Annahme, dass der Sprecher

seine subjektive Einstellung in seiner Äußerung ausdrückt, sodass in der Äußerung der Bezug und die (Un)sicherheit des Sprechers zum denotierten Objekt ausgedrückt werden.³⁴ Der Begriff ‘Produktivität’ weist darauf hin, dass sich die Zahl der Kontexte erhöht, in denen gewisse sprachliche Zeichen verwendet werden können, was damit einhergeht, dass neue Kategorien miteinbezogen werden. ‘Produktivität’ heißt somit meines Erachtens ‘erfolgreiche Reproduzierbarkeit’ sprachlicher Zeichen. Das bedeutet, dass sich Wortgruppen oder bestimmte Konstruktionen ausbreiten können, indem sie in bestimmten Kontexten neue Funktionen gewinnen. Dadurch, dass sie den Aspekt ‘Reproduzierbarkeit’ aufweisen, erhöht sich ihre Produktivität.

Der Parameter ‘Frequenz’ hängt eng mit der Produktivität zusammen, was sich folgendermaßen erklären lässt: Ist ein sprachliches Zeichen produktiv, erhöht sich sein Vorkommen in der jeweiligen Sprache. Ist hingegen ein sprachliches Element nicht etabliert, kommt es nicht zu seiner Verbreitung und häufigerem Vorkommen.³⁵

Wie jedoch die drei Begriffe miteinander in Verbindung gebracht werden können, wird durch die Darstellung der Entwicklung von Modalverblexemen und der Veränderung der Modalverbsemantik nach Diewald (1999) im Folgenden ausführlicher behandelt. An Diewalds Ablaufmodell zur Grammatikalisierung von Modalverben können die drei Aspekte, ‘Subjektivierung’, ‘Produktivität’ und ‘Frequenz’, veranschaulicht werden.

Diewald geht davon aus, dass es ein deiktisches System und ein anderes, nicht-deiktisches System gibt, in die alle Modalverben und ihre Gebrauchsweisen eingefügt werden können (vgl. Diewald 1999: 15). Modalverben können in diesem Sinne für Enkodierung gewisser Aspekte verantwortlich sein, sodass man die sogenannten Faktizitätswerte von denen untersuchen kann.³⁶ Diewalds These ist, dass es

³⁴ Wie Diewald es charakterisiert: „deiktische Zeichen drücken mehr als eine bloße Abhängigkeit von den subjektiven Haltungen des Sprechers, mehr als eine subjektive Färbung des denotativen Gehalts aus: die Enkodierung der (in der Kommunikationssituation objektiv vorliegenden) Verbindung zwischen Sprecher (Origo) und dargestelltem Sachverhalt ist definierender Bestandteil ihrer Bedeutung.“ (Diewald 1999: 15)

³⁵ Brinton & Traugott (2005) zufolge: „Items that grammaticalize are used „in more contexts and for a larger set of lexical items“: therefore grammaticalizing items always become more token frequent than their source (Himmelman 2004: 37)“. (Brinton & Traugott 2005: 109)

³⁶ „[Faktizität] bezieht sich (...) nicht auf „objektive Wahrheitswerte“ wie in logisch orientierten Semantikmodellen, sondern ausschließlich auf die beobachterbasierte

eine gemeinsame semantische Grundstruktur aller Modalverben gibt, die „als der kleinste Nenner aller Gebrauchsweisen eines Modalverblexems“ aufgefasst werden kann (ebd. 5). Durch diese abstrakte Bedeutungsschablone, die allen Modalverben innewohnt, lassen sich Diewald zufolge sowohl die Grammatikalisierungsgrade als auch die unterschiedlichen Verwendungsformen von Modalverben erklären. Der Hauptunterschied zwischen den zwei Systemen, also dem deiktischen und dem nicht-deiktischen System, liege am Ausgangspunkt (vgl. ebd. 19). Festzuhalten ist bezüglich des Ausgangspunktes, dass der Ausgangspunkt im nicht-deiktischen Gebrauch „diejenige Instanz [ist], die zum Zustand des Könnens, Sollens, Dürfens, etc. des Satzsubjektes führt, im deiktischen Gebrauch ist der Ausgangspunkt die Origo, von der die Faktizitätsbewertung stammt [...]“ (ebd. 19). Diese Unterscheidung zwischen den zwei Systemen und überhaupt das Zustandekommen des subjektiven Gebrauchs der Modalverben ist eine Folge der Grammatikalisierung, die sich in Diewalds Theorie aus drei Phasen (I-III) zusammensetzt. In Phase I gelten Spenderlexeme als Vollverben im deiktischen Gebrauch, was mit der Erfüllung verschiedener Bedingungen sowohl auf der semantischen als auch auf der formalen Seite einhergeht (vgl. ebd. 360).³⁷ Durch Skopusausweitung und syntaktische Reorganisation erweitert sich die deiktische Bedeutung auf neue Kontexte, wodurch eine neue Interpretationsmöglichkeit hervorgerufen wird (Phase II). In Phase III kommt es letztendlich zur Spaltung der verschiedenen Kontexte für unterschiedliche Gebrauchsweisen, also zur Spezialisierung der Systeme. Diese funktionale Differenzierung von deiktischem und nicht-deiktischem Gebrauch hat das Ergebnis, dass sich die deiktische Bedeutung immer mehr isoliert, sodass sich die nicht-deiktischen Varianten der Modalverben mit eigenen semantischen und syntaktischen Merkmalen weiterentwickeln. Die Merkmale ‘Subjektivierung’, ‘Produktivität’ und ‘Frequenz’ erweisen sich somit als deutlich in diesem Prozess: Durch die Erscheinung der Stellungnahme des Sprechers in sprachlichen Ausdrücken (Subjektivierung) bildet sich ein neues System von

(d.h. im typischen Fall sprecherbasierte) Einschätzung des dargestellten Sachverhaltes bezüglich seines Grades der Realität, Aktualität, Wirklichkeit, also auf die deiktische Bewertung des Tatsacheenseins der Proposition”. (ebd. 174)

³⁷ Zu den semantischen Bedingungen nimmt Diewald (1999) die Möglichkeit zur Auslösung einer konversationellen Implikatur, die letztendlich zur Lesartambiguität führt. Auf der formalen Seite befinden sich Veränderungen in Bezug auf die Konstituentenstruktur, wodurch syntaktische Reanalyse erfolgen kann.

Modalverben heraus (Produktivität), dem grundsätzlich die Modalverblexeme zugrunde liegen, ohne dass das ursprüngliche deiktische System verloren geht. Die ursprünglichen Modalverblexeme werden also an neue Kontexte angepasst, und demzufolge erhöht sich ihre Frequenz. Die Phasen der Grammatikalisierung untersucht Diewald (1999) an den Modalverblexemen und kommt zur Schlussfolgerung, dass Phase II bei allen Modalverben mit zeitlichen Abweichungen um 1200 eintrat, und Phase III im 16. Jahrhundert, aber spätestens im 17. Jahrhundert erfolgte. Interessant sind in diesem Entwicklungsweg die folgenden Belege aus dem DWDS-Korpus, weil sie alle noch andere Marker beinhalten, die zur Verstärkung der Subjektivität beitragen. ‘Ungefähr’ (*ohngefähr*) kann nämlich eine Art (Un)sicherheit ausdrücken, die sogar als Verstärkung zur epistemischen Verwendung von ‘mögen’ einen Beitrag leistet:

- (19) Ich **kann** mich nicht erinnern, was ich ohngefähr weiter **gesagt haben** mag: aber ich verachtete sie so tief, daß ich sie mit den Füßen hätte zertreten können, daß ich es für eine Wohlthat an ihnen selbst hielt, sie zu vernichten. (Tieck, Ludwig: *William Lovell*, 1796, DWDS.)

Weiterhin können als Strategien zur Verstärkung sprecherbasierter Gebrauchsweise von ‘wollen’ die folgenden Beispiele (20-21) gelten. Hierbei geht es einerseits um die Einsetzung von *hiermit*, und andererseits um die scheinbare Wiederholung der Proposition, doch der Akzent liegt in Beispiel (21) nicht mehr auf der Proposition des ersten Satzteil selbst, sondern vielmehr auf der Miteinbeziehung des Sprechers durch die wiederholte Verstärkung:

- (20) Vnd hiermit **will** ich dirs tausentmal **gesagt haben**/ daß GOtt allezeit die Seele anspricht vnd anklagt/ vnd nicht die eusserlichen Glieder. (Arndt, Johann: *Von wahrem Christenthumb*, 1610, DWDS.)
- (21) "O Alles Luft und Schall!" rief Judith, "ich habe nichts gesagt, ich **will** nichts **gesagt haben**!" (Keller, Gottfried: *Der grüne Heinrich*, 1854, DWDS.)

Dass ‘Subjektivierung’, ‘Produktivität’ und ‘Frequenz’ für Lexikalisierungsprozesse nicht charakteristisch sind, lässt sich meines Erachtens mit der semantischen Entwicklung von lexikalisierten/lexikalisierenden Einheiten in Verbindung bringen. Es besteht die Annahme, dass sowohl Subjektivierung als auch Produktivität und Frequenz sprachlicher Zeichen sehr stark von der Semantik abhängen. Wenn die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens immer konkreter wird,

werden seine referentiellen Möglichkeiten eingeschränkt. Dies geht damit einher, dass man seine Bewertung in die Äußerung nicht hineinzieht. Durch die Einschränkung auf bestimmte Kontexte kommt es letztendlich weder zum produktiveren Gebrauch noch zur höheren Frequenz.

Aus diesen Überlegungen ziehe ich die Schlussfolgerung, dass bei den Merkmalen 'Subjektivierung', 'Produktivität' und 'Frequenz' ausschließlich die „Richtung“ semantischer Veränderung entscheidend ist; alle der Merkmale sind folglich auf das Merkmal 'Semantische Abschwächung' zurückzuführen, das in den Unterkapiteln 4.5.1. und 4.5.2. behandelt wurde. Es lässt sich somit der gravierendste Unterschied zwischen Grammatikalisierung und Lexikalisierung folgendermaßen visualisieren:

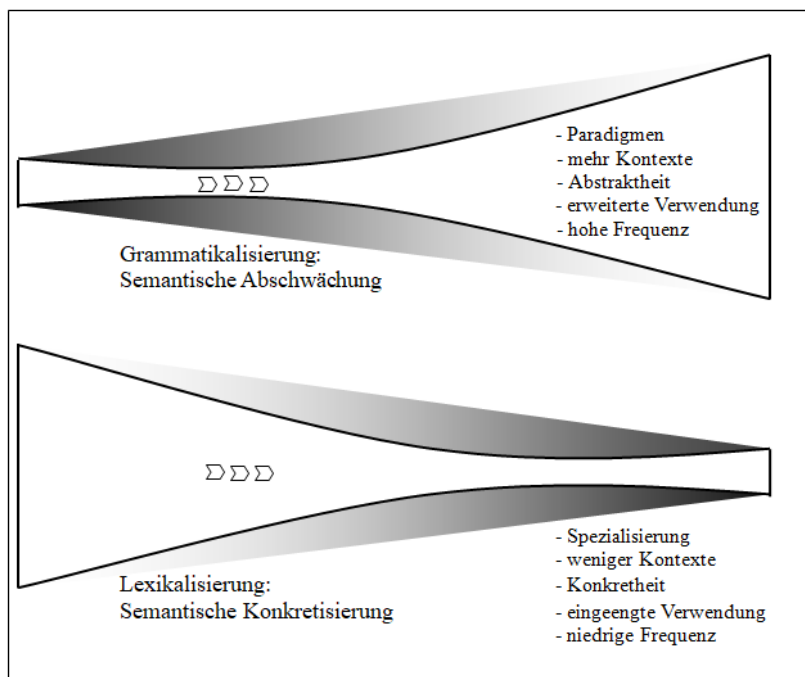


Abbildung 2: Semantische Unterschiede zwischen der Grammatikalisierung und Lexikalisierung. Der Trichter selbst weist auf die Erweiterung oder Einengung des Sprachwandels, und der Übergang vom Hellen zum Dunklen auf die semantische Abschwächung bzw. Konkretisierung hin.

4.7 Typologische Allgemeingültigkeit

Der Begriff ‘Typologische Allgemeingültigkeit’ bedeutet, dass es bestimmte „Muster“ in Sprachwandelprozessen verschiedener Sprachen der Welt gibt, denen systematisch nachgegangen werden kann. Wie Brinton & Traugott (2005) den Begriff ‘Typologische Allgemeingültigkeit’ definieren:

Grammaticalization patterns tend to be cross-linguistically replicated [...] and may affect whole semantic classes; e.g. body parts often become case markers, verbs of intentionality become modals, verbs of motion become future markers. Lexicalization tends to be irregular in that they are more likely to be language- or at best area-specific, and not to have systemic effects (Brinton & Traugott 2005: 109).

‘Typologische Allgemeingültigkeit’ zielt somit auf die Erfassung von Unterschieden und Ähnlichkeiten unter den Sprachen der Welt hinsichtlich der Grammatikalisierungs- und Lexikalisierungsphänomene ab. In weiterem Sinne sind beide Arten von Sprachwandel Universalien, doch in engerem Sinne hängen sie von verschiedenen Faktoren ab, und variieren in den Sprachen. Wie im obigen Zitat behandelt, gibt es verschiedene sprachübergreifende Grammatikalisierungsmuster, die darauf hindeuten, dass Grammatikalisierung als Sprachwandelprozess ein universales Phänomen ist, das in den Sprachen in gewissem Maße übereinstimmende Züge aufweist (vgl. Heine & Kuteva 2004). Die genaue Realisierung von Grammatikalisierungspfaden bleibt jedoch sprachspezifisch. Beispiele dafür sind die Entwicklung *Ability* > *Possibility* im archaischen Chinesischen (*neng* ‘be able’, ‘be capable’ > marker of possibility and permission) oder auch im Deutschen (*können* ‘be able’ > ‘be possible’) (vgl. Heine & Kuteva 2004: 28). Ein weiterer Weg, der in vielen Sprachen ähnlicherweise erfolgt(e), ist die Entwicklung *Comitative* > *Manner* (zugleich mit der Zwischenstufe *Instrument*), wie bspw. im Deutschen (*mit*), im Ungarischen (*-vel*), oder auch in den Sprachen Tamil (*-oottu*), Hausa (*da*), Ngbaka Ma’Bo (*tε*). Zu weiteren Grammatikalisierungspfaden siehe Heine & Kuteva (2004).

Was Lexikalisierung angeht, kann man auf den ersten Blick den Eindruck haben, dass universelle Prinzipien genauso Lexikalisierungsprozessen zugrunde liegen. Dies ist eigentlich keine falsche Feststellung, wenn man die verschiedenen Wortbildungsmuster vergleicht, mit denen bei Lexikalisierungsprozessen auf der Sprachoberfläche operiert wird. Doch die semantische Operation, die als Kern von Lexikalisierungsprozessen angesehen werden kann, lässt sich

nicht anhand von allgemein bekannten und sogar sprachübergreifenden Wortbildungsmustern erklären. Lexikalisierung scheint sprachspezifische Züge aufzunehmen, erst wenn man die Semantik als Ausgangspunkt von Lexikalisierung in Betracht nimmt. Eine sprachübergreifende Systematik bezüglich der Semantik kann nicht gefunden werden.

Als Zusammenfassung dieses Unterkapitels lässt sich festhalten, dass eine Ungleichheit im Bereich der typologischen Muster vorliegt; Grammatikalisierung und Lexikalisierung sind zwar beide in den Sprachen der Welt vorhanden und sind somit als Universalien aufzufassen. Bezüglich der Grammatikalisierung gibt es Grammatikalisierungspfade, die sprachübergreifende Wege darstellen, mit denen grammatikalisierende Phänomene erklärt werden können. Die Lexikalisierung verfügt hingegen über solche Universalien nicht.

5 Fazit

An diesem Punkt ist einerseits auf das Grundproblem (P), andererseits auf die in Abschnitt 1.3. angeführten Teilfragen (P1) – (P3) erneut hinzuweisen, sodass die Schlussfolgerungen in Bezug auf diese nachfolgend systematisiert werden können:

- (P) Wie kann man dem Verhältnis von Grammatikalisierung und Lexikalisierung anhand der Kriterien von Brinton & Traugott (2005) in der deutschen Sprache nachgehen?
- (P1) Was ist Grammatikalisierung?
- (P2) Was ist Lexikalisierung?
- (P3) Anhand welcher Kriterien/Aspekte lassen sich die Grammatikalisierung und die Lexikalisierung miteinander vergleichen und voneinander unterscheiden?

Ausgehend von diesen Fragestellungen lassen sich somit die folgenden Schlussfolgerungen ziehen:

(P1L)

- i.* Es muss darauf hingedeutet werden, dass die Vielfalt der Definitionen von Grammatikalisierung die Auffassungen linguistischer Schulen und Ansätze widerspiegelt. So lassen sich beispielsweise

bei Newmeyer (2001), Joseph (2001), Campbell & Janda (2001) auf der einen und Lehmann(2015), Brinton & Traugott (2005), Hopper & Traugott (2003), Haspelmath (1999) auf der anderen Seite unterschiedliche Anschauungen von Grammatikalisierung beobachten. Der Versuch, Grammatikalisierung zu definieren, zeigt sich somit aus verschiedenen Perspektiven zugänglich. Solange jedoch die Begriffsverwendung in der jeweiligen Untersuchung und im theoretischen Rahmen konsequent ist und den wissenschaftlichen Kriterien entspricht, ist es vielmehr ein Vorteil, dass die Annäherung an Grammatikalisierung so vielseitig ist.

- ii.* In der vorliegenden Studie wurde die Definition der Grammatikalisierung nach Brinton & Traugott (2005) verwendet, da diese sich im Hinblick auf die Fragestellungen der vorliegenden Studie als angemessen erweist.
- iii.* Es ist dennoch wichtig darauf hinzuweisen, dass sich in Bezug auf die verschiedenen Sichtweisen und Begriffsverwendungen ein prototypischer Grammatikalisierungsvorgang abzeichnet, der ausführlicher in Abschnitt 2.2. dargestellt wurde. Die Frage jedoch, welche Schritte und Elemente im Grammatikalisierungsvorgang notwendigerweise vorhanden sein müssen und welche weggelassen werden können, ist offengeblieben, sodass man darauf im Rahmen einer umfassenden Untersuchung und Analyse näher eingehen kann.

(P2L)

- i.* Wie erwähnt, lässt sich ein großer Mangel an brauchbarer Literatur zur Lexikalisierung aus diachroner Sicht beobachten, sodass bspw. neue Fachliteratur zur Lexikalisierung aus den letzten 15 Jahren kaum zu finden ist. Dies erschwert jedoch den reflektierten Umgang zum einen mit der Fachliteratur, zum anderen mit den Daten.
- ii.* Lipka (1977) deutet darauf hin, dass Lexikalisierungsprozesse gewisse inhaltliche Züge, Faktoren und Mechanismen aufweisen, wie z.B. Demotivierung, Hypostasierung, Idiomatisierung. Über diese hinaus gibt es Wandelprozesse auf der formalen Seite sprachlicher Zeichen, die grundsätzlich dieselbe Basis haben wie formale Veränderungen in Grammatikalisierungsprozessen.

- iii. Lexikalisierungsprozessen können verschiedene Wortbildungsmuster zugrunde liegen, die jedoch keine Erklärung für die Lexikalisierung selbst und für die in der Lexikalisierung mitspielenden semantischen Veränderungen liefern.

(P3L)

Anhand von den theoretischen Überlegungen zu (P1 – P2) kann man schon sehen, welche Ähnlichkeiten und Unterschiede es zwischen der Grammatikalisierung und Lexikalisierung gibt, also welche Merkmale beide Sprachwandeltypen gemeinsam haben und welche nicht. Zur Untersuchung der verschiedenen Merkmalen nehme ich in der vorliegenden Studie das Modell von Brinton & Traugott (2005) als Grundlage, die Grammatikalisierung und Lexikalisierung nach den folgenden Aspekten gegenüberstellen: *Gradualität, Unidirektionalität, Fusion, Verschmelzung, Demotivierung, Metaphorizität/Metonymizität, Dekategorialisierung, Semantische Abschwächung, Subjektivierung, Produktivität, Frequenz, Typologische Allgemeingültigkeit.*

- i. Es muss angemerkt werden, dass diese nur allgemeine Tendenzen darstellen, die hauptsächlich auf Daten aus dem Englischen basieren. Aus diesem Grund eröffnet sich ein neuer Zugang zu diesem Modell, indem die oben angeführten Merkmale auf die deutsche Sprache angewandt werden.

Aus diesen Überlegungen lässt sich die folgende Antwort auf das Grundproblem (P) konstituieren:

(PL)

- i. Berücksichtigt man das Modell von Brinton & Traugott (2005) zur Untersuchung der Grammatikalisierung und Lexikalisierung, lässt sich festhalten, dass die angegebenen Merkmale auf das Deutsche übertragen werden können. Es wurden Grammatikalisierungsprozesse und -phänomene wie die Entwicklung der Präteritalendung schwacher Verben, die Entwicklung von *dement-sprechend*, die Entstehung des *-er*-Pluralmarkers, die metonymische/metaphorische Motiviertheit bestimmter Präpositionaler, die Klitisierung, die Entstehung des Rezipientenpassivs, und der Entwicklungsweg deutscher Modalverben zum subjektiven Ge-

brauch miteinbezogen. Was Lexikalisierungsprozesse anbelangt, war die Palette von Lexikalisierungsphänomenen nicht so vielfältig, da dabei nur die Eingliederung von *dementsprechend*, Idiomatisierung metaphorischer/metonymischer Ausdrücke, und weitere Beispiele betrachtet wurden. Es muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass die systematische Untersuchung einer Sprache einer anderen Sprachfamilie bezüglich des Modells noch interessantere Ergebnisse liefern kann.³⁸

- ii. Wie in Kapitel 4 angedeutet, erkennt man am semantischen Wandel einen der bedeutendsten Unterschiede zwischen der Grammatikalisierung und Lexikalisierung. Dargestellt wurde dieser Aspekt an der Abbildung 2 in Unterkapitel 4.6., an der deutlich wird, dass die in der Grammatikalisierung ablaufende semantische Abschwächung die Merkmale *Subjektivierung*, *Produktivität* und *Frequenz* erklärt. In diesem Sinne ist es nicht verwunderlich, dass diese Merkmale der Lexikalisierung nicht zugeordnet werden können, da darin keine *semantische Abschwächung*, sondern *semantische Konkretisierung* stattfindet.
- iii. In Bezug auf das Modell bedeutet die erwähnte Feststellung bezüglich der Merkmale *Subjektivierung*, *Produktivität* und *Frequenz* das Folgende: Wählt man dieses Modell der Untersuchung, so muss man damit konsequent umgehen können, dass die eben angeführten Merkmale in gewissem Maße einander abdecken, da die teilweise auf das Merkmal *semantische Abschwächung* zurückgeführt werden können. Versucht man jedoch, dem Verhältnis zwischen der Grammatikalisierung und Lexikalisierung tiefgründig nachzugehen, so kann man diese Merkmale separat behandeln.

Als weiterer Untersuchungsaspekt können noch statistische Analysen miteinbezogen werden, anhand deren man einen repräsentativeren Einblick in Grammatikalisierungs- und Lexialisierungsprozesse gewinnen kann. Die in (P1L) – (P3L) bzw. die in (PL) geschilderte Situation kann somit zum einen als Anlass für

³⁸ Mit 'anderer Sprachfamilie' ist gemeint, dass die systematische Auseinandersetzung, die sich bisher nur auf das Englische und in der vorliegenden Studie auf das Deutsche beschränkte, mit Mithberücksichtigung weiterer Sprachen anderer Sprachfamilien erweitert werden kann.

weitere Diskussionen in der historischen Sprachwissenschaft, zum anderen für weitere Präzisierungen im diskutierten Modell bzw. für Überlegungen zu weiteren Modellen sorgen, in denen die Grammatikalisierung und Lexikalisierung integriert und in Bezug aufeinander behandelt werden.

Literatur

- Brinton, Laurel J. & Traugott, Elisabeth Closs (2005): *Lexicalization and Language Change*. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press.
- Campbell, Lyle (2001): What's wrong with grammaticalization? *Language Sciences* 23/2-3, 113-61.
- Campbell, Lyle & Janda, Richard (2001): Introduction: Conceptions of grammaticalization and their problems. *Language Sciences* 23/2-3, 93-112.
- Diewald, Gabriele (1997): *Grammatikalisierung: Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen*. Germanistische Arbeitshefte. Berlin [u.a.]: De Gruyter.
- Ferraresi, Gisella (2014): *Grammatikalisierung*. Heidelberg: Winter.
- Givón, Talmy (ed.) (1979): *Discourse and Syntax. Syntax and Semantics; 12*. New York [u.a.]: Academic Pr.
- Grimm, Ursula (1991): *Lexikalisierung im heutigen Englisch am Beispiel der -er Ableitungen*. Tübingen: Narr.
- Haspelmath, Martin (1999): Why is grammaticalization irreversible? *Linguistics* (37), 1043-1068.
- Heine, Bernd & Kuteva, Tania (2004): *World Lexicon of Grammaticalization*. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press.
- Heringer, Hans Jürgen (2009): *Morphologie*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Hopper, Paul J. & Traugott, Elisabeth Closs (2003): *Grammaticalization*. 2. Aufl. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press.
- Johnson, Mark (1987): *The body in the mind*. Chicago [u.a.]: Univ. of Chicago Press.

- Joseph, Brian (2001): Is there such a thing as ‘grammaticalization’? *Language Sciences* (23), 163-86.
- Ladányi, Mária (2005): A grammatikalizáció kutatása és a modern nyelvelméletek. In: Oszkó Beatrix & Sipos Mária (szerk.): *Budapesti Uráli Műhely 4. Uráli Grammatizáló*. Budapest: MTA Nyelvtudományi Intézete, 7-32.
- Lakoff, George (1987): *Women, fire, and dangerous things* (1. [Dr.]). Chicago [u.a.]: Univ. of Chicago Pr.
- Langacker, Ronald W. (1983): *Foundations of cognitive grammar*. Bloomington, Ind.: Indiana Univ. Linguistics Club.
- Lehmann, Christian (2015): *Thoughts on grammaticalization*. 3. Auflage. Berlin: Language Science Press.
- Lindqvist, Christer (1994): *Zur Entstehung von Präpositionen im Deutschen und Schwedischen*. Tübingen: Niemeyer.
- Lipka, Leonhard (1977): *Lexikalisierung, Idiomatisierung und Hypostasierung als Probleme einer synchronischen Wortbildungslehre*. Wortbildungskolloquium, 9.-10. 07.1976, Wuppertal.
- Lipka, Leonhard (1981): Zur Lexikalisierung im Deutschen und Englischen. In: Lipka, Leonhard (ed.): *Wortbildung. Wege der Forschung*, Vol. 564. Darmstadt: Wiss. Buchges., 119-132.
- Narrog, Heiko & Heine, Bernd (2011): *The Oxford Handbook of Grammaticalization*. Oxford: Oxford University Press.
- Newmeyer, Frederick J. (2001): Deconstructing grammaticalization. *Language Sciences* (23), 187-229.
- Nübling, Damaris (2005): Von in die über in’n und ins bis im. Die Klitisierung von Präposition und Artikel als „Grammatikalisierungsbaustelle“. In: Leuschner, Torsten, Mortelmans, Tanja & De Groot, Sarah (Hrsg): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Berlin [u.a.]: De Gruyter, 105-131.
- Nübling, Damaris (2013): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. 4., komplett überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen: Narr.
- Pilarsky, Jiří (2015): *Lexikologie des Deutschen*. (Materialien zur Lehrveranstaltung BTNM 625 MA an der Universität Debrecen.)

- Ramat, Paolo (1992): Thoughts on degrammaticalization. *Linguistics* (30), 549-560.
- Schwarz-Friesel, Monika & Chur, Jeannette (2014): *Semantik. Ein Arbeitsbuch*. 6. grundlegend überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen: Narr.
- Skopeteas, Stavros (2016): *Morphologie und Syntax*. (Materialien zur Lehrveranstaltung 230340 an der Universität Bielefeld.)
- Smet, Hendrik de (2009): Analysing reanalysis. *Lingua* (119), 1728-1755.
- Soehn, Jan-Philipp (2005): *Über Bären Dienste und erstaunte Bauklötze. Idiome ohne freie Lesart in der HPSG*. Dissertation zur Erlangung des Grades ‚Doctor Philosophiae‘ eingereicht 2005 an der Philosophischen Fakultät Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- Szczepaniak, Renata (2009): *Grammatikalisierung im Deutschen. Narr-Studienbücher*. Tübingen: Narr.
- Szczepaniak, Renata (2011): *Grammatikalisierung im Deutschen. Narr-Studienbücher*. 2., überarb. und erw. Aufl.. Tübingen: Narr.
- Tóth, Máté (2011): Das Problem der Abgrenzung der Metonymie von der Metapher. *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 21(1), 25-53.
- Vargyas, Anna (2012): *Grammatikalisierung des Rezipientenpassivs. A Rezipientenpassiv grammatikalizációja*. Doktori Disszertáció, Eötvös Loránd Tudományegyetem Bölcsészettudományi Kar, Budapest.
- Wegener, Heide (2005): De- und Regrammatikalisierung der deutschen Pluralmarker. In: Günther, Susanne, Konerding, Klaus-Peter, Liebert, Wolf-Andreas & Roelcke, Thorsten (Hrsg.): *Linguistik – Impulse & Tendenzen*. Berlin [u.a.]: De Gruyter, 85-103.

Internetquellen:

DUDEN – www.duden.de [Letzter Abruf: 08.11.2017]

DWDS – Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart.

URL: <https://www.dwds.de/> [Letzter Abruf: 08.11.2017]

Lehmann, Christian: New reflections on grammaticalization and lexicalization.

URL:http://www.christianlehmann.eu/publ/New_reflections_on_grammaticalization_and_lexicalization.pdf [Letzter Abruf: 08.11.2017]

Emese Bodnár
Universität Debrecen
Graduiertenkolleg Sprachwissenschaft
Pf. 400
H-4002 Debrecen
14behu14@gmail.com

Mária Molnár

Die Allegorie als konzeptuelles Muster in der kognitiven Linguistik

Abstract

The present paper aims to investigate the cognitive processes involved in translation by analysing three lyrical texts – the original poem (József Attila: *Óda*) and its translations in German and Russian. The analysis presented is at the interface between two disciplines, namely, process-oriented translation theory and cognitive linguistics. The contrastive analysis of the parallel passages shows that the translation of allegorical lyrical texts depends not only on the familiar conceptual patterns of allegorical interpretation and the lyrical conversational situation, but also on alternative linguistic constructions of the target language.

Keywords: Allegory, translation, cognitive linguistics

0 Die Problemstellung

Die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit ist, durch die kontrastive sprachliche Analyse von drei lyrischen Texten – von dem Originalgedicht (József Attila: *Óda*) und dessen Übersetzungen auf L2 (Deutsch) und L3 (Russisch) – auf die kognitiven Prozesse beim Übersetzen zu schließen. Die Ergebnisse einer solchen Untersuchung könnten dazu beitragen, zwei Phasen des komplexen mentalen Prozesses der Lyrikübersetzung zu erschließen: die Interpretationsphase auf der Quellsprache und die Reproduktionsphase in der Zielsprache. Es wird angenommen, dass bei der Interpretation von lyrischen Texten eingeübte konzeptuelle Muster aktiviert werden, die sowohl das Verstehen der lyrischen Sprechsituation, als auch die darin eingebettete Allego-

rese¹ fördern. Die zwei zentralen eingeübten konzeptuellen Muster, die das Gedicht *Óda* aktivieren, sind:

1. die Allegorese
2. die lyrische Sprechsituation.

Die Übersetzer orientieren sich vermutlich nach diesen zwei zentralen kognitiven Mustern, reproduzieren sie durch die sprachlichen Mittel der gg. Zielsprache, um zu einer gelungenen Allegorese in der Zielsprache beizutragen. In diesem Sinne sind die lyrische Sprechsituation und die Allegorie als konzeptuelle Muster mit eingeübten Interpretationsstrategien die konstanten Größen auf der kognitiven Ebene der Lyrikübersetzung. Die Ergebnisse der kontrastiven Analyse können dabei helfen, die Reproduktionsphase auf der gg. Zielsprache differenzierter zu betrachten. Durch eine kognitiv linguistische Analyse können die Momente der Reproduktion von zentralen kognitiven Merkmalen der Allegorie und die Momente der alternativen zielsprachlichen Gestaltung aufgedeckt werden. Besonders bei den untersuchten alternativen zielsprachlichen Gestaltungsmöglichkeiten wird das Potenzial der Lyrikübersetzungen auf der konzeptuellen Ebene sichtbar: die Übersetzungen können in der Allegorese die Rekonzeptualisierung des abstrakten Zielbereichs der Allegorie initiieren.

1 Theoretischer Rahmen der Untersuchung

Diese Arbeit ist im Grenzbereich zweier Disziplinen – der prozessorientierten Übersetzungswissenschaft,² wie sie bei Hönig 1997 und Klaudy 1999 vorgestellt werden und der kognitiven Linguistik (Kövecses & Benzes 2010, Tolcsvai 2013, Wildgen 2008, Langacker

¹ Unter Allegorese wird die allegorische Deutung eines (lyrischen) Textes als mentaler Prozess verstanden.

² „Folyamatcentrikus fordítástudomány (process-oriented translation studies) – Holmes (1972) rendszereiben a leíró fordítástudomány egyik ága, amely a fordítás közben lejátszódó pszichikai folyamatokat vizsgálja” (Klaudy 1999: 151). („Die prozessorientierte Übersetzungswissenschaft (process-oriented translation studies) – ist in dem System von Holmes (1972) ein Zweig der deskriptiven Übersetzungswissenschaft, der diejenigen Prozesse untersucht, die während des Übersetzens ablaufen.” M.M.)

2016) anzusiedeln. Der gemeinsame Gegenstandsbereich der prozessorientierten Übersetzungswissenschaft und der kognitiven Linguistik besteht in der Untersuchung der kognitiven Prozesse³ beim Übersetzen (dazu siehe: Harsányi 2010, Harsányi 2008: 46). Die empirische Untersuchung der sprachlichen Daten hat in beiden Disziplinen den Zweck, diejenigen kognitiven Prozesse zu erschließen, die die sprachlichen Daten motivieren. Im Folgenden möchte ich detaillierter auf den theoretischen Rahmen der Untersuchung eingehen. Die Übereinstimmungen der theoretischen Prämissen und der Arbeitsmethode der kognitiven Linguistik und der prozessorientierten Übersetzungswissenschaft scheinen den Ausbau eines konsistenten theoretischen Rahmens zur kognitiv-linguistischen Untersuchung der Lyrikübersetzung zu ermöglichen. Die grundlegenden Gemeinsamkeiten können wie folgt zusammengefasst werden:

1. Beide Disziplinen bauen auf die Wechselbeziehung zwischen Empirie und Theorie auf.
2. Die Sprache wird als ein Medium des Verstehens betrachtet, dementsprechend gelten auch die grundlegenden Operationen und Muster der menschlichen Kognition (z.B. Fokus, Figur-Grund Unterscheidung, Schemata, Frames, Skripts).
3. Die mentale Realität des Verstehens ist als ein dynamischer Konstruierungsprozess mit emergenten Bedeutungsstrukturen beschreibbar. Diese Bedeutungsstrukturen sind nicht immer aus den Bedeutungen der Komponente nach der Kompositionsregel kalkulierbar.
4. Die mentale Realität des Verstehens ist mit der Funktionsweise eines Computers nicht gänzlich beschreibbar, denn „unser Sprachsystem operiert nicht mit naturwissenschaftlich exakten Relationen von Zeichen und Bezeichneten“ (Hönig 1997: 37). In der kognitiven Annäherung ist die Sprache kein formales System, denn „[...] unser Verstehen sprachlicher Äußerungen [folgt] nicht

³ „**Kognitív folyamatok** (*cognitive operations/prozesses*): Olyan mentális folyamatok, amelyek környezetünk értelmezésében segítenek, és nagyrészt nem tudatosak. Kognitív folyamatnak számít többek között az érzékelés, a **figyelem**, a **kategorizáció**, a **perspektíva** vagy az **alak-háttér elrendezés** (Kövecses & Benczes 2010: 227). („**Kognitiven Prozesse** (*cognitive operations/prozesses*): Kognitive Prozesse sind solche mentalen Prozesse, die das Interpretieren der Umgebung fördern und größtenteils nicht bewusst sind. Zu den kognitiven Prozessen zählen unter anderem das Wahrnehmen, die **Aufmerksamkeit**, die **Kategorisierung**, die **Perspektive** und die **Figur-Grund-Wahrnehmung**.” M.M.)

- den Gesetzen der Logik, sondern den Regeln der fuzzy logic” (Hönig 1997: 72).
5. Zusammen mit den kognitiven Operationen bilden die sprachlichen Zeichen ein kognitiv motiviertes, zusammenhängendes Kontinuum von symbolischen Einheiten.⁴ „Die sprachlichen Zeichen [...] sind das zum jeweiligen Zeitpunkt verfügbare Produkt der Verstehensprozesse, mit denen wir einen Weltausschnitt in unser Bewußtsein integriert haben. Von diesem Prozess lassen sich die sprachlichen Zeichen nicht mehr säubern; er ist Teil der Bedeutung, die sie für uns haben.” (Hönig 1997: 38).
 6. Die symbolischen sprachlichen Äußerungen konstruieren mentale Inhalte, dieselben oder beinahe dieselben mentalen Inhalte können auf verschiedene Weisen sowohl intralingual als auch interlingual konstruiert werden.
 7. In den Prozess des Verstehens ist immer abgespeichertes konzeptuelles Wissen involviert, Teile dieses konzeptuellen Wissens werden in dem Verstehensprozess aktiviert und fördern ihn mit mehr oder weniger eingeübten Bedeutungskonstrukten.⁵ Die so entstandenen Bedeutungskonstrukte sind nicht von dem Konstruierungsprozess abtrennbar.⁶

⁴ „**Szimbolikus egység** (*symbolic unit*): A nyelvi jel horizontálisan és vertikálisan kibővített értelmezése. Eszerint – a szavak mellett – nyelvi jellé válnak a morfémák, az állandósult szerkezetek vagy az idiómák, illetve különböző nyelvtani egységek is (mint N, NP stb.)” (Kövecses & Benczes 2010: 231). (**Symbolische Einheiten**: (*symbolic unit*): Der Begriff stammt aus der horizontal und vertikal erweiterten Interpretation des sprachlichen Zeichens. Nach dieser Interpretation können Morpheme, feste Wendungen, Idiomen und unterschiedliche grammatische Einheiten (wie N, NP usw.) zu sprachlichen Zeichen werden. M.M.)

⁵ „A jelentésszerkezet elvont tulajdonságok kognitív tartományokba rendezett hálózata” (Tolcsvai 2011: 46). Nach der Definition von Tolcsvai 2011 wird in dieser Arbeit unter Bedeutungskonstrukt in kognitiven Domänen netzwerkähnlich abgespeichertes und abrufbares konzeptuelles Wissen verstanden.

⁶ „A szerkezet olyan mentális modell, amely az értelemképzés szempontjából valamely nyelvi egység összetevőit entitások statikus struktúrájaként írja le. A művelet az a folyamat, amelynek során a beszélő és a hallgató a nyelvi struktúrákat létrehozza vagy megérti, folyamatszerű (dinamikus) jellegükben is felismeri. [...] A szerkezet a műveleti (on-line) feldolgozással együtt írható le” (Tolcsvai 2011: 37). („Die Konstruktion ist ein mentales Modell, das die Teile von sprachlichen Einheiten aus der Perspektive der Sinnbildung als statische Strukturen beschreibt. Die Operation ist derjenige Prozess, in dem der Sprecher und der Zuhörer die sprachlichen Strukturen zustande bringt oder versteht und auch den dynamischen Charakter dieser Strukturen erkennt. Die Konstruktion ist nur zusammen mit der on-line Verarbeitung beschreibbar.” M.M.)

8. Die Intuition und Kreativität sind nicht aus der mentalen Wirklichkeit des Übersetzers zu bannen, denn sie sind integrierte Teile des Verstehens und des Übersetzungsprozesses: „A kognitív nyelvészeti alkalmazza az introspekció, illetve az intuíció művelését a szemantikai szerkezetek és a motivációs tényezők kutatásában” (Tolcsvai 2013: 62). („Die kognitive Linguistik benutzt die Introspektion und die Intuition zu der Forschung von semantischen Konstruktionen und Motivationen.” M.M.)
9. Die sprachlichen Daten werden an ihren natürlichen Vorkommensorten, in ihren natürlichen Kontexten untersucht, denn der Kontext selbst ist als bedeutungskonstruierender Faktor anzusehen.

In der kognitiven Annäherung liegt der Schwerpunkt der Untersuchung darin, die eigenartigen kognitiven Konstruktionsprinzipien der Allegorie zu erschließen und dadurch die Funktionsweise der Allegorese zu verstehen. Die Allegorie soll eine dynamische, wiederkehrende Verzweigung der Bedeutungskonstruktion sein, die eine konkrete und eine abstrakte, allegorische Bedeutungsebene zustandebringt. Im Prozess der Allegorese bleibt die Möglichkeit anderer Konstruktionsweisen offen, d.h. die mentalen Inhalte in den Zielsprachen können für den Leser auch durch andere alternative Konstruktionsweisen mental zugänglich gemacht werden. Das latente Wissen des Übersetzers darüber, dass auch andere, alternative sprachliche Konstruktionsweisen zur Vermittlung von beinahe denselben mentalen Inhalten vorlegen, ist ein Potenzial des Ausgangstextes. Dieses Potenzial kann bei dem Übersetzen von Allegorien zu neuen emergenten Bedeutungsstrukturen in der Zielsprache führen.

Das Ziel dieser Arbeit ist nicht die kritische Beurteilung der deutschen und der russischen Übersetzungen. Die kontrastive Untersuchung der parallelen Textstellen fokussiert eher auf die Rekonstruktion des Bedeutungsbildungsprozesses des quellsprachigen lyrischen Textes, wobei das Original nur als Vergleichsbasis dient. Das Original wird als eine der möglichen Konstruktionsweisen der gegebenen mentalen Inhalte betrachtet, die das Potenzial zur interlingualen kognitiven Umstrukturierung in sich trägt.

2 Die Allegorese

2.1 Die Möglichkeit einer kognitiv-linguistischen Reinterpretation der Quintilianischen Definition

Statt eine rigide Kategorisierung der allegorieähnlichen Phänomene aufzustellen, versucht diese Arbeit die kognitiven Eigenschaften der prototypischen⁷ Allegorie als mentales Konstrukt herauszustellen. Die kognitiven Merkmale der prototypischen Allegorie⁸ bzw. die typische Konstellation dieser Merkmale sind in dem Verstehens- und Übersetzungsprozess als wichtige Stützpfeiler zu betrachten, denn sie werden bei der mentalen Verarbeitung des lyrischen Textes vom Leser als eingeübtes konzeptuelles Muster erkannt und in Gebrauch genommen. Das Wissen über die kognitiven Eigenschaften der prototypischen Allegorie soll dabei helfen, die Allegorie von anderen Formen der bildlichen Rede (z.B. Metapher, Vergleich) abzugrenzen. Die Zugehörigkeit zu der Klasse „Allegorie“ soll als eine graduelle Eigenschaft angesehen werden, d.h. Allegorien können eine größere oder geringere Ähnlichkeit zu der prototypischen Allegorie aufweisen. Nach dem Versuch, eine Liste der grundlegenden kognitiven Merkmale der prototypischen Allegorie zusammenzustellen, werden diese Merkmale als Gradmesser eingesetzt. Wenn die Ähnlichkeit mit der prototypischen Allegorie vom Leser/Übersetzer erkannt wird, wird auch die eingeübte Interpretationsstrategie aktiviert und eingesetzt. Es wird überprüft, wie die grundlegende kognitive Merkmalkonstellation einer prototypischen Allegorie im Fall der *Óda* realisiert ist, um ihre Ähnlichkeit mit einer prototypischen Allegorie aufzuweisen. Es wird angenommen, dass gerade diese kognitive Merkmalkonstellation der prototypischen Allegorie als eingeübtes konzeptuelles Muster sowohl in dem Interpretationsprozess als auch bei der Übersetzung auf L2 und L3 für den Übersetzer richtunggebend ist.

⁷ „**Prototípus** (*prototype*): Egy adott kategória központi példájáról, illetve ezek alapján alkotott mentális reprezentáció, amely a kategóriát meghatározza és összetartja” (Kövecses & Benczes 2010: 231). („**Prototyp** (*prototype*): Der Prototyp ist die mentale Repräsentation des zentralen Elements einer gg. Kategorie. Diese mentale Repräsentation bestimmt die Kategorie und hält sie zusammen.” M.M.)

⁸ Unter kognitiven Eigenschaften der prototypischen Allegorie werden die grundlegenden, maßgeblichen, und nicht weglassbaren Eigenschaften der Allegorie verstanden. Diese Eigenschaften der Allegorie können sie von anderen Arten der bildlichen Rede abgrenzen und bei der Interpretation das eingeübte konzeptuelle Muster der Allegoriedeutung aktivieren.

Als Ausgangspunkt bei der Bestimmung der kognitiven Merkmalkonstellation der prototypischen Allegorie dient die traditionelle Allegoriedefinition der klassischen Rhetorik nach Quintilian. Es wird darauf eingegangen, ob die von der traditionellen Definition aufgezählten identifizierenden Merkmale einer Allegorie durch die Einsetzung des Prototyp-Prinzips⁹ ein effektiveres Klassifikationsmittel der verschiedenen Unterarten der allegorieähnlichen Phänomene der bildlichen Rede ergeben könnten.

Die Allegorie wird als eine besondere Art der bildlichen Rede angesehen. Meistens wird sie relativ zu anderen Formen der bildlichen Rede definiert. Die Allegorie wird oft als die Erweiterung einer Metapher¹⁰ definiert:

„Az allegória tárgyalását a retorika történetében Quintilianus két megállapítása határozta meg. Az egyik az a felfogás, amely szerint az allegória hosszabb gondolatsoron végigvitt, esetenként mozzanatról mozzanatra kifejtett metafora [...]. Quintilianus másik tétele az allegóriák osztályozásával kapcsolatos. Eszerint az allegóriák vagy teljesek (*tota allegoria*) vagy keverték (*permixa apertis allegoria*). Az első esetben az allegorikus értelem a megjelenő szövegben explicit módon nincs kifejtve, a szöveg csak önmagát látszik adni [...]. Ezzel az implikatív allegóriával szemben az explikatív allegória különféle módokon többé-kevésbé kifejtetten tartalmazza az allegorikus jelentést is” (Szathmári 2008: 65-66). („Der Diskurs über die Allegorie wird in der Geschichte der klassischen Rhetorik durch zwei Aussagen von Quintilian bestimmt. Nach der einen Auffassung ist die Allegorie eine in längeren Gedankenfolgen ausgeführte, in bestimmten Fällen sich schrittweise aufbildende Metapher [...]. Die andere Aussage von Quintilian steht mit der Kategorisierung von Allegorien in Verbindung. Nach dieser können die Allegorien vollkommen (*tota allegoria*) oder gemischt (*permixa apertis allegoria*) sein. In dem ersten Fall ist die allegorische Bedeutung nicht in dem Text explizit ausgeführt, der Text scheint nur eine konkrete Bedeutungsebene zu besitzen [...]. Im Gegensatz zu diesem sog. implikativen Allegorietyp wird bei der explikativen Allegorie die allegorische Bedeutung mehr oder weniger explizit ausgeführt.” M.M.)

⁹ „**Prototípusalapú kategorizáció** (*prototype categorization*): A kategóriákat olyan prototípusok köré szerveződő tagok halmazának tekinti, ahol a tagokat a családi hasonlóság elve köti egymáshoz” (Kövecses & Benzes 2010: 230). (**Prototypenbasierte Kategorisation** (*prototype categorization*): Die Kategorien werden als die Mengen solcher Elemente betrachtet, die sich um den zentralen Vertreter der Kategorien organisieren und die durch das Prinzip der Familienähnlichkeit miteinander verbunden sind.” M.M.)

¹⁰ Unter Erweiterung einer Metapher wird nach Kövecses die Transformation einer konventionellen Metapher durch folgende mentale Operationen verstanden: kiterjesztés (*extending*), kidolgozás (*elaborating*), kritikus kérdezés (*questioning*), komponálás (*combining*) (2005: 60-63).

Die Allegorie ist in der tradierten Auffassung auf zwei getrennten Ebenen geteilt, auf eine eigentliche, wörtliche Ebene und eine übertragene, abstrakte Sinnfolge. Diese Aufteilung deutet darauf hin, dass der wesentliche Teil der Bedeutungskonstruktion auf eine von den konkreten sprachlichen Ausdrücken potenziell abtrennbare abstrakte Ebene folgt. Die klassische Definition scheint die Allegorie – ein komplexes Produkt der Bedeutungskonstruktion – von dem mentalen Prozess abzutrennen, der sie zustande bringt. Der Schwerpunkt der Bedeutungsbildung liegt in der Definition der klassischen Rhetorik auf der abstrakten Ebene, der immer eine konkrete Bedeutung zugrunde liegt. Die sprachliche Form, die „sprachliche Gestaltung“ scheint nach dieser Definition keinen wesentlichen Beitrag zu dem Bedeutungsbildungsprozess zu leisten. Die sprachlichen Ausdrücke nehmen in der traditionellen Definition als Instrumente mit ihren konkreten (primären lexikalischen) Bedeutungen – die ihnen fest und eindeutig zugeordnet sein sollen – an der abstrakten Bedeutungsbildung teil. Die sprachlichen Ausdrücke werden auf eine Formseite und eine Inhaltsseite unterteilt und hierarchisiert: die konkrete Ebene ist für die abstrakte Bedeutungsbildung in erster Linie in ihrer Hinweisfunktion auf eine konkrete und daraus erschließbaren abstrakten Bedeutung von Belang. Wie aber der Hinweischarakter der konkreten sprachlichen Ausdrücke auf etwas Abstraktes vom Interpreten erkannt wird, besonders bei sog. implikativen Allegorien, die keine sprachlichen Hinweise für die abstrakte Ebene liefern, wird in dieser Definition nicht erklärt. Es wird betont, dass der Leser bei der Interpretation der Allegorie stark auf Weltwissen, Textsortenwissen, kulturelles Wissen und auf die Kenntnis kanonisierter Deutungen, angewiesen ist, diese werden in der traditionellen Definition unter dem Begriff „Prätex“ (siehe dazu: Szathmári 2008: 67-69) zusammengefasst. Die traditionelle Allegoriedefinition der klassischen Rhetorik macht darauf aufmerksam, dass der Interpret bei der Allegoriedeutung auf sein Weltwissen zurückgreifen muss, setzt aber dieses Wissen nicht mit dem enzyklopädischen Weltwissen, mit dem konzeptuellen Wissen des Interpreten gleich. Einerseits wird die sprachliche Form nicht als bedeutungskonstruierendes symbolisches Konstrukt wahrgenommen, andererseits wird nicht thematisiert, worin der „Prätex besteht und wie der Interpret damit umgeht. Problematische Punkte der traditionellen Allegoriedefinition der klassischen Rhetorik sind zusammengefasst folgende: die traditionelle Definition spricht den sprachlichen Ausdrücken einen schwer thematisierbaren Hinweischarakter zu und gleichzeitig

spricht ihrer Formseite einen großen Teil ihres bedeutungsbildenden Potenzials ab.

Nach der Überprüfung der traditionellen definatorischen Merkmale der Allegorie wird die Allegorie im Weiteren als Bedeutungsbildungsprozess eines komplexen symbolischen Konstruktes verstanden. In diesem Prozess der Bedeutungsbildung haben die sprachlichen Ausdrücke der Allegorie keine restlos dekodierbare Entsprechung auf einer abstrakten Ebene. Sie leisten mehr, als nur die Richtung der Sinnsuche zu zeigen: ihre Formseite bildet in der kognitiven Annäherung selbst eine bedeutungskonstruierende Dimension der Allegorese. Die optimale Lösung der Interpretationsaufgabe fordert nicht nur die Wahrnehmung bedeutungskonstruierender Faktoren auf der konkreten Ebene, sondern auch die Aktivierung großer Wissensbestände, zu der die sprachlichen Ausdrücke als symbolische Bedeutungskonstruktionen Impulse liefern, ohne sie endgültig zu determinieren. Die sprachlichen Ausdrücke sind komplexe Bedeutungskonstrukte, Halbfertigteile zur Bedeutungsbildung, teilweise mit konventionalisierten Bedeutungszuordnungen aber immer noch mit verzweigten Möglichkeiten zum Weiterbau und Modifizierung. Sie sind so konstruiert, dass die mit ihnen verbundenen Verstehensprozesse weitere Verstehensprozesse (auch außerhalb ihres unmittelbaren konzeptuellen Wirkungskreises) in Gang setzen können.

2.2 *Der Untersuchungsgegenstand: Die Ode als nicht prototypische Allegorie*

Das als Untersuchungsgegenstand gewählte Gedicht *Óda* kann nicht im herrkömmlichen quintilianischen Sinne eine Allegorie genannt werden. Es ist keine prototypische Allegorie, denn es kann in der Kategorisierung der klassischen Rhetorik (explizite und implizite Allegorien) nicht untergebracht werden. Es weist aber Merkmale auf, die es zu „*permixa apertis allegoria*“ ähnlich machen. Ein prototypisches Beispiel für den Allegorietyp „*permixa apertis allegoria*“ könnte z.B. das Gedicht von Csokonai Vitéz Mihály, *A reményhez* (*An die Hoffnung*) genannt werden, bei dem die allegorische Bedeutung vereinzelt explizit angegeben wird. Im Falle der *Ode* können explizite textuelle Hinweise auf einen abstrakten Zielbereich nicht mit Sicherheit festgestellt werden, die Zuordnung des Zielbereichs ist stark darauf ausgerichtet, dass der Leser den Prätext erkennt und bei dem Interpretationsvorgang davon Gebrauch macht. Der Prätext sorgt da-

für, dass die Interpretation auf einer abstrakten Zielebene trotz der eventuell fehlenden sprachlichen Indizien auf den Zielbereich in Gang gesetzt wird und er stellt die Weichen in diesem Prozess. Im Grunde genommen stellt das Gedicht *Óda* ein schwer überblickbares Kontinuum der figurativen Rede (Allegorie, Metapher, Metonymie, Vergleich) dar, das gewisse Merkmale mit der prototypischen Allegorie aufweist. Relativ zu der quintillianischen Definition und aufgrund des Prinzips der Familienähnlichkeit¹¹ kann die *Ode* als eine Allegorie betrachtet werden. Die Merkmale der prototypischen Allegorie sind folgende:

1. Die Allegorese ist ein zweiteiliges und eingeübtes konzeptuelles Muster mit einer konkreten und einer abstrakten Ebene.
2. Der Interpretationsvorgang erzielt die Eruierung einer abstrakten Sinnfolge mit dem Einbezug von konzeptuellem Wissen (Prätext) und den symbolischen Bedeutungskonstrukten.
3. Die narrative Ausgestaltung mindestens einer zentralen Metapher, d.h. die bei der Interpretation der Metaphern und der lyrischen Sprechsituation eingeübten Deutungsmuster werden auf der Textebene synchron eingesetzt.
4. Allegorien sind auf einen längeren Textkörper kalibrierte konzeptuelle Muster, in dem die metaphorische Projektion und die Erweiterung der Metapher als eingeübte konzeptuelle Muster eine zentrale Rolle spielen.
5. Der Interpretationsvorgang ist ein kontinuierlicher Ausgleich zwischen der symbolischen Bedeutungskonstrukten der konkreten Ebene und dem Prätext, ein komplexer top-down und bottom-up Prozess.
6. Durch die Erweiterung der zentralen Metapher(n) der Allegorie entstehen innovative metaphorische Teilaspekte (Mikrometaphern) der zentralen Metapher(n).

¹¹ „Der Philosoph Ludwig Wittgenstein [...] führte diesen Begriff [der Familienähnlichkeit] in Zusammenhang mit einer Analyse der Kategorie Spiel ein. Er behauptet, dass es keine definierende Eigenschaft gibt, die allen Spielen gemeinsam ist. Vielmehr teilen bestimmte Spiele gewisse Eigenschaften mit anderen und die wieder andere Eigenschaften mit noch anderen. [...] die gesamte Kategorie ist dadurch zusammengehalten, dass zwischen den Elementen Ähnlichkeiten bestehen (wie innerhalb einer Familie, in der sich alle Mitglieder ähneln, aber nicht unbedingt in denselben Punkten).“ (Löbner 2003: 263-64)

Im vorigen Kapitel wurden die ersten zwei Punkte detaillierter behandelt. Punkt 3 und 4 werden im vierten und fünften Kapitel im Kontext des Übersetzungsprozesses näher untersucht. Als Schlussteil des vorliegenden Kapitels möchte ich Punkt 5 und 6 erklären, was unter der Erweiterung einer zentralen Metapher und den innovativen metaphorischen Teilaspekten einer Allegorie gemeint sind. Außerdem gehe ich darauf ein, welche Rolle die innovativen metaphorischen Teilaspekte bei der Erweiterung konventionalisierter metaphorischer Bedeutungen spielen können.

Im mentalen Lexikon des Interpreten sind konkrete Begriffe zusammen mit kanonisierten, konventionalisierten metaphorischen Bedeutungen¹² abgespeichert, die eine besondere Rolle in dem Interpretationsprozess spielen. In der Mehrheit der untersuchten Textstellen der *Ode* werden bestimmte konzeptuelle Bereiche durch konkrete Begriffe aktiviert, der Leser wird mit der Aufgabe konfrontiert, diese systematisch zu verbinden. Bei dieser Aufgabe stützt er sich auf die konventionalisierten metaphorischen Bedeutungen. An dieser Stelle möchte ich darauf eingehen wie die konventionalisierten metaphorischen Bedeutungen einiger konkreten Begriffe in den Interpretationsvorgang fungieren. Konkrete Begriffe mit salienten, konventionalisierten metaphorischen Bedeutungen (z.B. „méhednek áldott gyümölcs”; „életem csúcsai”) erfordern in dem Deutungsvorgang weniger konstruktive kognitive Arbeit, als diejenigen, bei denen keine konventionalisierten Deutungen vorhanden sind, auf die sich der Leser stützen könnte. Nach Börjesson funktioniert diese besondere Gruppe der metaphorischen Ausdrücke, die sowohl eine konkrete, als auch eine konventionalisierte, tradierte und verbreitete metaphorische Bedeutung haben, wie folgt:

¹² „**Metaforák konvencionalitása** (*conventionality of metaphor*): A metaforák variálódásának két főbb dimenziója van: kultúrán belüli és kultúrák közötti. Az előbbi esetben például egyedi vagy egy társadalmi csoporton belüli preferenciák is kialakulhatnak arra vonatkozólag, hogy mely forrástartományok által értelmezzük céltartományainkat. Másrészt pedig univerzális fogalmi metaforáknál előfordul, hogy egyedi kulturális jegyek alakulnak ki a konceptualizáció specifikusabb szintjén” (Kövecses & Benczes 2010: 229). („**Konvencionalität der Metaphern** (*conventionality of metaphor*): Das Variieren der Metaphern hat zwei Dimensionen: innerhalb von Kulturen und zwischen Kulturen. Es können sich innerhalb von Kulturen Präferenzen dafür bilden, bestimmte Zielbereiche durch bestimmte Ursprungsbereiche zu verstehen. Bei den universellen konzeptuellen Metaphern kommt es vor, dass sich auf einer spezifischen Ebene der Konzeptualisation eigenartige kulturelle Merkmale ausbilden.” M.M.)

That is, for familiar metaphors, both their possible literal and non-literal meanings are activated during interpretation, regardless of whether they are uttered in literally or metaphorically biasing contexts. This is because both meanings are familiar (salient) (Börjesson 2014: 29).

Bei solchen Textstellen, in denen konventionalisierte metaphorische Bedeutungen nicht zur Verfügung stehen, wird der Leser mit der Aufgabe konfrontiert, systematisch neue Zusammenhänge zwischen verschiedenen konzeptuellen Bereichen zu eruieren. In dem Prozess der Allegorese soll zwischen Bedeutungskonstrukten unterschieden werden, die neben ihrer wortwörtlichen Bedeutung auch saliente, konventionalisierte metaphorische Bedeutungen haben, die in den Interpretationsprozess als „vorgefertigte Interpretationen“ integriert werden können und zwischen denen, die keine konventionalisierte Deutungen besitzen. Da diese Bedeutungen salient und konventionalisiert sind (z.B. „méhednek áldott gyümölcsé”) fordert ihre Integration in den Interpretationsprozess vermutlich weniger konstruktive kognitive Arbeit als bei solchen Bedeutungskonstrukten, die neben ihrer wörtlichen Bedeutung keine konventionalisierte metaphorische Bedeutung haben. Während des Interpretationsprozesses werden saliente, konventionalisierte metaphorische Bedeutungen einiger konkreter Begriffe aktiviert und wenn ihre Aktivierung durch den Kontext und den Prätext aufrechterhalten wird, fließen sie in die Bedeutungskonstruierung mit ein. In anderen Fällen kann der Leser nur die Kookkurrenz zweier Konzepte konstatieren, ohne dass ihm konventionalisierte metaphorische Interpretationsmöglichkeiten zur Verfügung stehen würden. Bei der Mehrheit der Metaphern, Vergleiche, Analogien der *Ode* ist diese Tendenz zu beobachten. Sie fordern in dem Deutungsvorgang wesentlich mehr konstruktive kognitive Arbeit, als Bedeutungskonstrukte mit mindestens einer salienten, konventionalisierten metaphorischen Bedeutung. In dem Interpretationsvorgang der *Ode* dominieren die innovativen Metaphern, bei deren Deutung keine konventionalisierte Interpretationen zur Verfügung stehen. Die konventionalisierten, kanonisierten Metaphern können als Ausgangspunkte für das Verstehen der innovativen Metaphern verstanden werden. In der *Ode* ist die Tendenz zu beobachten, dass an dem Ausbau der metaphorischen Zentren vor allem innovative Metaphern beteiligt sind.

In Kapitel 2 wurde schon erwähnt, dass die prototypische Allegorie als eingeübtes konzeptuelles Muster über mindestens ein metaphorisches Zentrum verfügt, das meistens durch innovative Metaphern erweitert wird. Im nächsten Kapitel gehe ich darauf ein, dass die *Ode*

als nicht prototypische Allegorie kein monozentrales metaphorisches Gebilde ist (Punkt 3), welche die zentralen Metaphern sind. Außerdem gehe ich der Frage nach, welche mentalen Operationen unter der Erweiterung der metaphorischen Zentren zu verstehen sind.

2.3 Die zentralen Metaphern der Allegorie und ihre Erweiterung

In diesem Kapitel versuche ich die zentralen Metaphern in dem konzeptuellen Muster des Gedichtes zu identifizieren. Diverse Erweiterungen von folgenden zwei zentralen Metaphern sind in der *Ode* ineinander verflochten:

- (1) DIE (UNSIHTBAREN) PHYSIOLOGISCHEN PROZESSE SIND NATURVORGÄNGE
- (2) DIE SCHÖNHEIT DES WEIBLICHEN KÖRPERS IST EINE NATURLANDSCHAFT.

Zwischen den zentralen Metaphern kann der interne Zusammenhang folgenderweise expliziert werden. Die Schönheit des weiblichen Körpers löst in dem lyrischen Subjekt Emotionen aus und beide abstrakten Zielbereiche werden durch den konkreten Ursprungsbereich NATUR mental zugänglich gemacht. Es handelt sich also in diesem Sinne nicht um ganz separate zentrale Metaphern, weil der gemeinsame Ursprungsbereich aus dessen zwei Aspekte (VORGÄNGE und DINGE in der NATUR) als Ursprungsbereiche in den zwei zentralen, konsistenten Metaphern dienen. Die Konsistenz beruht auf dem Kausalitätsprinzip, das das lyrische Ich auf sich bezieht und die eigenen Emotionen als Reaktion auf die Schönheit des weiblichen Körpers erklärt. Bei der zentralen Metapher (1) werden physiologische Prozesse, die als Erkenntnisgegenstand schwer zugänglich sind, durch die Prozesse in der Natur verstanden. Bei der zentralen Metapher (2) besteht die Erweiterung hauptsächlich in der Aufstellung potentieller Formanalogien, d.h. die Allegorie wird um solche Elemente der Konzepte KÖRPER und NATURLANDSCHAFT erweitert, zwischen denen die Möglichkeit einer Analogie der Form besteht (z.B. LOMB – HAJ, KÖVEK – FOGAK). Die Mehrheit der untersuchten metaphorischen Teilaspekte (Mikrometaphern) ist als eine Erweiterung der zentralen Metapher (2) anzusehen. Die Erweiterung einer konventionalisierten Metapher in literarischen Texten ist ein mentaler Prozess, der mehrere diverse

mentale Operationen subsumiert, die sich aber in ihrem Komplexitätsgrad unterscheiden (vgl. Kövecses 2002: 61-63). Das Hauptanliegen dieses Kapitels ist die allegorischen Erweiterungsoperationen nach ihrem Komplexitätsgrad differenzierter zu beschreiben.

Die *Ode* wird als Erweiterung einer Metapher im Lakoff'schen Sinne (Lakoff & Johnson 1998, Kohl 2007) gelesen, in der der abstrakte Zielbereich in Begriffen eines konkreten Ursprungsbereichs bzw. durch dessen narrative Ausgestaltung verstanden wird. In der metaphorischen Projektion teilnehmende Ziel- und Ursprungsbereiche sind von der allegorischen Erweiterung betroffen, die klassische Definition der Rhetorik unterscheidet aber nicht zwischen Erweiterungen in dem Ursprungsbereich und Erweiterungen in dem Zielbereich. Bei metaphorisch angelegten konzeptuellen Bereichen, wie das Konzept SCHÖNHEIT ist ist das Verständnis nur unmittelbar durch konkrete Konzepte geleistet. In diesem Sinne ist die Erweiterung der Zielbereiche der Allegorie meistens das Ergebnis eines vorangehenden Prozesses: es ist das Ergebnis der Erweiterung des gegebenen Ursprungsbereichs, der den mentalen Zugang zu dem abstrakten Zielbereich leistet. Unter dieser Erweiterung ist vor allem die metonymische Expansion eines der konkreten Ursprungsbereiche zu verstehen. Es werden systematisch relevante Teile des gg. Ursprungsbereichs für weitere Projektionen in den zentralen Metaphern mit einbezogen. Den Erweiterungsprozess des Ursprungsbereichs der zentralen Metaphern scheinen eher metonymische Erweiterungen zu dominieren und den Erweiterungsprozess des Zielbereichs der zentralen Metaphern metonymiebasierte metaphorische Projektionen. Das bedeutet, dass die meisten innovativen Erweiterungen des Zielbereichs SCHÖNHEIT/PHYSIOLOGISCHEN PROZESSE in prozeduraler Hinsicht einen sekundären Charakter haben, denn sie basieren auf der metonymischen Expansion des zentralen Ursprungsbereichs (NATURLANDSCHAFT) einer konventionalisierten Metapher (DER WEIBLICHE KÖRPER IST EINE NATURLANDSCHAFT). Die Erweiterung des Zielbereichs WEIBLICHE SCHÖNHEIT vollzieht sich unmittelbar durch die allmähliche metonymische Expansion des zentralen Ursprungsbereichs (LANDSCHAFT), dieser Prozess wird bei Kövecses 2005 als „kiterjesztés“ (extending) genannt. Diese mentale Operation (extending) stellt eine Voraussetzung für die eigentliche Erweiterung der zentralen Metaphern der *Ode* dar. Die Mehrheit der innovativen metaphorischen Teilaspekte in der *Ode* entsteht durch die metonymiebasierten Erweiterungen der zentralen Metaphern.

Im Vergleich zu den Metaphern mit konventionalisierten Deutungen (Kapitel 3), besteht der grundlegende Unterschied zwischen innovativen und konventionalisierten, familiären Metaphern in dem Maß an konstruktiver kognitiver Arbeit, die sie vom Interpretieren einfordern. Börjesson sieht den Unterschied zwischen innovativen und familiären Metaphern in Folgendem:

I cited experiments investigating the interpretation of familiar metaphors, which indicated that their figurative meaning is available as early as their literal meaning in the interpretation process. Thus, in such cases it seems that during interpretation the metaphoric meaning no longer has to be created but is already stored as a potential reading for the expression in question (Börjesson 2014: 181).

Bei den familiären Metaphern stehen dem Interpretieren fixierte metaphorische Bedeutungen zur Verfügung, die in den Interpretationsprozess mit wenig konstruktiver Arbeit eingebaut werden. Im Gegensatz zu den familiären Metaphern ist der Verlauf der Bedeutungskonstruktion bei den innovativen Metaphern viel komplexer und erzielt die Erhellung neuer Zusammenhänge zwischen Zielbereich und Ursprungsbereich. Bei neuen, innovativen Metaphern läuft die Interpretation folgendermaßen:

what seems to guide their interpretation of novel metaphors is the question which properties of metaphor vehicle can plausibly be attributed to the particular metaphoric topic (Börjesson 2014: 168).

Die metonymiebasierte Expansion des Ursprungsbereichs kann als der Weiterbau von konventionalisierten, familiären Metaphern betrachtet werden. Die innovativen metaphorischen Teilaspekte basieren zwar auf konventionalisierten Metaphern, können aber auch neue Elemente der Ursprungsbereiche in die Erweiterung der zentralen Metaphern mit einbeziehen. Die Ergebnisse der Erweiterung der zentralen Metaphern sind immer neue Mikrometaphern, neue metaphorische Teilaspekte der Allegorie. Die durch die Erweiterung der zentralen Metaphern entstandenen metaphorischen Teilaspekte der Allegorie unterscheiden sich also wesentlich an dem Maß der konstruktiven Arbeit, die sie einfordern, je nach dem ob es um Extending oder ganz innovative Mikrometaphern geht.

3 Die lyrische Sprechsituation

Aus den zwei eingeübten konzeptuellen Mustern, die sowohl in dem Interpretationsprozess als auch in dem Übersetzungsprozess teilnehmen, wurde im zweiten Kapitel die Allegorese untersucht. In diesem Kapitel wird die Rolle der lyrischen Sprechsituation in der Allegorese und bei der Übersetzung näher betrachtet.

Den Übersetzungsprozess wird als Reproduktion und Redesign von mentalen Inhalten betrachtet. Als konstante Größen in dem dynamischen Übersetzungsprozess betrachte ich:

1. die lyrische Sprechsituation
2. die zentralen Metaphern
3. den Prätext
4. die Szenengrenzen
5. den Fokus der analysierten Szenen
6. die Analogien im Fokus einiger Szenen.

Um das Kontinuum der bildlichen Rede in der *Ode* zu segmentieren, wird die Allegorie in der kontrastiven Textanalyse auf Szenen der gemeinsamen Aufmerksamkeit¹³ aufgeteilt. Diese Szenen werden als die kleinsten, elementaren Einheiten der mentalen Verarbeitung, der Allegorese betrachtet. Fast jede Szene der gemeinsamen Aufmerksamkeit kann einem der metaphorischen Zentren der Allegorie zugeordnet werden. Den Übersetzungsprozess untersuche ich durch die kontrastive sprachliche Analyse paralleler Textstellen, die je eine Szene der gemeinsamen Aufmerksamkeit darstellen. Durch den Vergleich kann man darauf schließen, ob der mentale Inhalt der gegebenen Szene modifiziert wurde und welche Bedeutungskomponenten durch die Modifizierung an der sprachlichen Oberfläche betroffen sind.

Bei der Aufbau und Interpretation einer Szene als komplexes Bedeutungskonstrukt sind der Prätext und der Interpretationsrahmen konstant mitwirkende Stützpfeiler. Es entsteht ein Interpretationsrahmen aus dem Zusammenspiel von konzeptuellem Wissen, Titel, Textsortenwissen und wird während der mentalen Aufarbeitung des

¹³ „Diese Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit sind ein Zwischenbereich sozial geteilter Wirklichkeit und Wahrnehmung, in dem zwei miteinander handelnde Personen durch ihr (auch sprachliches) Handeln bestimmte Perspektiven auf für die Handlung relevante Aspekte (u.a. auch Aspekte der in die Handlung einbezogenen Gegenstände) lenken.“ (Bilski 2009: 7)

Gelesenen ständig adaptiert und korrigiert. Innerhalb des Interpretationsrahmens werden heterogene Wissensbestände aktiviert, denen in dem gegebenen Interpretationsprozess aus irgendeinem Grund Relevanz zugeschrieben wird. Dieser Interpretationsrahmen sorgt in erster Linie für die Konsistenz der Interpretation. Der Prätext fungiert wie eine konzeptuell begründete und kulturell tradierte ‚Blaupause‘ bei der Interpretation. Während der Allegorese steht der Interpret mit dem Prätext in ständigem Dialog. Die Allegorie nimmt auf dieses Inventar von vorgefertigten Interpretationen Bezug, die Modifizierungen, Hinzufügungen, Streichungen relativ zu dem Prätext bleiben für den Interpreten meistens nachvollziehbar. Im Prozess der Interpretation entsteht für den Leser eine konsistente Sinnfolge, die mit dem Prätext kompatibel ist und die in den Interpretationsrahmen passt.

Zwischen den Szenen der gemeinsamen Aufmerksamkeit besteht ein durch den Prätext (konzeptuelles Wissen, d.h. Konzepte, Frames, Scripts) geleiteter thematischer Zusammenhang. Jede Szene der gemeinsamen Aufmerksamkeit hat einen gewissen Fokus, in den meisten untersuchten Fällen ist das ein Gegenstandskonzept, der nach Tolcsvai im prototypischen Fall als ein Substantiv im Satz realisiert ist: „A figyelem prototipikusan dologként konceptualizált és alapbeállításban főnévvel kifejezett eseményrésztvevőre összpontosít” (2013: 308). („Im Fokus der Aufmerksamkeit steht im prototypischen Fall auf eine als Gegenstand konzeptualisierte Ereigniskomponente.” M.M.) Innerhalb jeder Szene ist der Fokus eine innere konstante Größe. Bei der Auswahl des Fokus sind die kognitive Grundeinstellung und die syntaktische Organisation des Satzes ausschlaggebend. In der Grundeinstellung steht ein Gegenstandsbegriff im Fokus der Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit kann aber durch die syntaktische Organisierung des Satzes und durch die Satzgliedfolge (auch Thema-Rhema Gliederung oder funktionale Satzperspektive) gelenkt werden. Eine starke Abweichung von dem normalsprachlichen Satzbau ist für das Originalgedicht *Óda* nicht charakteristisch, deswegen bestimmt eher die Grundeinstellung die Fokuswahl. Lyrische Texte werden von dem Leser meistens als Produkte des nicht alltäglichen, poetischen Sprachgebrauchs aufgefasst, bei denen die Interpreten auf die Abweichung von dem normalsprachlichen Sprachgebrauch schon vorgefasst sind.

In den Szenen der *Ode* dominieren die zwei zentralen Metaphern der Allegorie. Dem detailliert ausgearbeiteten mentalen Bild 1 (Repräsentation der natürlichen Umwelt, Landschaft, Naturbilder) wird

das detailliert ausgearbeitete mentale Bild 2 (Repräsentation der weiblichen Körpers) mit der Fixierung weniger Berührungspunkte „übergestülpt“. Diese wiederkehrende mentale Operation, die Zusammenführung zweier Dingkonzepte, organisiert das Textganze. Stellenweise werden in diesen mentalen Vorgang andere, themenfremd wirkende Konzepte eingebunden, z.B. „hegyek sörényét“. Auch in solchen Fällen bleibt das Konstruktionsprinzip – Zusammenführung zweier statischen Dingkonzepte – erhalten, obwohl der thematischer Zusammenhang gebrochen zu sein scheint, weil das Wort „sörény“ weder in das Konzept Naturlandschaft, noch in das Konzept weiblicher Körper eingegliedert werden kann. Wegen des fehlenden unmittelbaren Zusammenhangs zu den zentralen Metaphern können solche Textstellen von dem Leser als konzeptueller „Fremdkörper“ in der Allegorie wahrgenommen werden. Solche sporadisch auftauchende, themenfremd wirkende Konzepte, die aus fernerer konzeptuellen Bereichen stammen, tragen dazu bei, die *Ode* als diffuses, hybrides mentales Gebilde mit zahlreichen innovativen Mikrometaphern wahrzunehmen. In den meisten Fällen, in denen zwei statische Dingkonzepte zusammengeführt werden stammt das eine Element konsequent aus dem Konzept WEIBLICHER KÖRPER (lebendiger Organismus), das andere aus dem Konzept NATUR, das sowohl Lebewesen als auch Gegenstände in sich vereint.

Im Fall der *Ode* geschieht die Erweiterung der zentralen Metapher (2) durch Formanalogien zwischen der NATÜRLICHEN UMWELT und dem WEIBLICHEN KÖRPER. Die Berührungspunkte der zwei mentalen Bilder (NATÜRLICHE UMWELT und WEIBLICHER KÖRPER) werden durch die Bifurkation des Fokus konstruiert. In einigen metaphorischen Teilaspekten (Mikrometaphern) der Allegorie lenkt die Bifurkation des Fokus die Aufmerksamkeit des Lesers gleichzeitig auf zwei Dingkonzepte (sprachlich meistens durch zwei Substantive realisiert), zwischen denen ein noch nicht näher definierter Zusammenhang besteht. Die fast gleichzeitige Aktivierung zweier Gegenstandskonzepte wirkt in dem Interpretationsprozess verfremdend und macht die intensive, reflektierte Suche nach einem Sinnzusammenhang notwendig, denn „[die poetische Metapher] manifestiert sich innerhalb einer umfassenden sprachlichen Äußerung als eine von dieser diktierte Entfremdungsempfindung, die aus der kookkurrentiellen Artikulierung zweier Konzepte resultiert“ (Biebuyck 1998: 206). Die zwei teilnehmenden Dingkonzepte können auf verschiedenen mentalen Wegen aktiviert werden. Dies ist die erste Möglichkeit, bei der die Analogieteilnehmer sprachlich expliziert werden, sie werden in der

L1 direkt durch zwei Substantive (in Form einer Dativus possessivus-Konstruktion) genannt. Als zweite Möglichkeit kann einer der Analogieteilnehmer nur implizit genannt werden. Dafür sollen an dieser Stelle zwei Beispiele untersucht werden. Die Bifurkation des Verstehensprozesses ist z.B. bei „vesék [...] kútjain”, „belek alagútjain” viel eindeutiger markiert, als bei „a pillanatok zörögve elvonulnak”, wo das zweite Dingkonzept sprachlich nicht expliziert wird. Das zweite Dingkonzept, der zweite Teilnehmer der Analogie wird in diesem Fall („a pillanatok zörögve elvonulnak”) durch einen ‚mentalen Umweg’ zugänglich gemacht. In solchen Fällen ist das zweite Dingkonzept in dem breiteren konzeptuellen Umfeld des ersten Dingkonzeptes vorzufinden, oder es liegt ganz außerhalb dieses Umfelds. Den mentalen Umweg stellen sprachliche Ausdrücke dar, die gewisse konzeptuelle Bereiche samt ihrer assoziierten konzeptuellen Bereiche aktivieren und so ein Assoziationsnetz um den gesuchten zweiten Gegenstandsbegriff generieren. Der zweite Teilnehmer der Analogie wird durch die Aktivierung von mehreren zusammenhängenden, assoziierten konzeptuellen Bereichen umrissen und von dem ersten Analogieteilnehmer ausgearbeitet. Am Beispiel des Ausdrucks „a pillanatok zörögve elvonulnak” demonstriert: Das Substantiv („Die Momente”) markiert auf der konzeptuellen Ebene einen Gegenstand und die Partizip I-Form des Verbs („scheppernd vorbei”) aktiviert das Schema der linearen Bewegung eines Gegenstandes. Die Komponenten dieser kompatiblen Bedeutungskonstrukte arbeiten einander gegenseitig aus, ohne die explizite Nennung eines potenziellen Dingkonzepts (z.B. FAHRZEUG), welches die Informationen ‚Fähigkeit zur selbstständigen Bewegung’ und ‚typisch schepperndes Geräusch bei der Bewegung’ enthalten würde (siehe dazu Tolcsvai 2013: 267-275). Das Gedicht stellt durch die explizite oder implizite Nennung der Analogieteilnehmer an vielen Textstellen nur zu konstruierende und keine fixierte Analogien auf. Zu der näheren und gründlicheren Untersuchung des Analogiebildungsprozesses – den die Bifurkation des Fokus in der *Ode* wiederkehrend initiiert – wird ein Teil des theoretischen Inventars von Coenen 2002 eingesetzt. In den meisten Fällen geht es in der *Ode* bei der Erweiterung der zentralen Metapher (2) um die Analogie der Form zwischen den zwei kookkurierenden Dingkonzepten. Kövecses & Benczes 2010 bezeichnet solche mentale Konstrukte mit dem Terminus „képalapú/képi metaforák”.¹⁴ Dieser Typ der konzep-

¹⁴ „**Képi metafora** (*one-shot image metaphor*): ez a képi részletekben gazdag metafora akkor alakul ki, amikor egészen konkrét alaki hasonlóság alapján alakítunk

tuellen Metaphern zeigt einen Zusammenhang mit der Bildung bzw. dem Verstehen von Analogien. „Das Verhältnis der Analogie besteht zwischen zwei beschriebenen Gegenständen genau dann, wenn für diese Gegenstände ein gemeinsamer Beschreibungsinhalt gilt“ (2002: 31). Damit wird nicht behauptet, dass alle Metaphern eine Analogie voraussetzen, nur, dass am Verstehen von einer bestimmten Gruppe von Metaphern – nämlich der bildlichen Metaphern – die Analogiebildung und das Analogieverstehen unumgänglich sind.

Jede Szene der gemeinsamen Aufmerksamkeit ist in die lyrische Sprechsituation eingebettet und hat in der Grundeinstellung das lyrische Ich als grammatisches Subjekt. Das lyrische Subjekt ist in jeder Szene eine konstante Größe, seine Äußerungen dienen als Instruktionen zum Konstruieren jeder Szene. Alle Szenen sind aufgrund der Instruktionen eines sprechenden lyrischen Subjekts definiert, das lyrische Subjekt ist in Grundeinstellung als Instruktor in der Szene anwesend, obwohl es auch als eine selbstständige Größe in einer Szene in dieser konstruierten möglichen Welt¹⁵ erscheinen kann, z.B. als Agens. Ein spezifisches Merkmal der lyrischen Sprechsituation ist, dass die Variablen Zeit und Ort nicht unbedingt fixiert werden müssen, obwohl Ereignisse unumgänglich so konzeptualisiert werden, dass sie die Variablen Ort und Zeitspanne enthalten, denn wie es bei Börjesson 2014 heißt:

events in general are conceptually conceived of as necessarily involving a time (span) and a place at which they take place, although neither time nor place necessarily needs to be made explicit or be specified (2014: 134).

ki egy metaforát” (Kövecses & Benczes 2010: 227). („**Bildliche Metapher** (*one-shot image metaphor*): dieser an visuellen Informationen reiche Metaphertyp kommt zustande, wenn die Metapher aufgrund konkreter gestaltlicher Ähnlichkeit konzipiert wird.” M.M.)

¹⁵ Der Begriff ‚mögliche Welt‘ stammt aus der formalen Semantik und bezeichnet Folgendes: „Eine mögliche Welt ist die Summe aller Festlegungen, oder Bedingungen, von denen der Wahrheitwert mindestens eines Satzes abhängen kann. Eine mögliche Welt bestimmt einen Zeitpunkt und einen Ort, auf den der Satz zu beziehen ist, eine Sprecherin oder Sprecher und wer angesprochen wird (damit die Referenz von Personalpronomen festliegt); in ihr liegen für alle referenziellen NPs und anderen Ausdrücke Referenten fest, und vor allem liegt fest, was die Fakten in dieser Welt sind“ (Löbner 2003: 352). Die lyrische Sprechsituation kann der Definition zufolge auch als eine spezielle mögliche Welt angesehen werden, die durch das lyrische Ich und den Interpreten dynamisch konstruiert wird, vor allem aufgrund der aktuellen textuellen Informationen (vgl. Tolcsvai 2001: 121-125).

Diese kognitive „Default-Einstellung“ macht die lyrische Sprechsituation überhaupt interpretierbar, selbst wenn Zeit und Ort der Aussage nicht angegeben werden. Die in der Default-Einstellung enthaltene Variable für Ort ist in der lyrischen Sprechsituation der *Ode* gebunden. Dieser Ort der lyrischen Sprechsituation ist in der *Ode* dadurch charakterisiert, dass es ein Ort in der Natur ist, auf dem sich das Subjekt aufhält. Die Szenen unterscheiden sich im Wesentlichen nur dadurch, ob sie eine Erweiterung eines der zentralen Metaphern enthalten und so zur Entfaltung der Allegorie Beitrag leisten oder ob sie nur die lyrische Sprechsituation spezifizieren, wie die Szenen 1 und 10 bis 12. Jeder Szene, die zur Entfaltung der Allegorie beiträgt, ist eine vom lyrischen Subjekt geäußerte Mitteilung oder Beschreibung immanent. Diese Beschreibungen führen zur Verschachtelung von möglichen Welten: mögliche Welten, die innerhalb der lyrischen Sprechsituation zustande gebracht werden. Diese möglichen Welten werden durch die gemeinsame Perspektive des sprechenden lyrischen Subjekts (siehe dazu: Tolcsvai 2001: 125-127) miteinander verbunden. Das Konzept SUBJEKT beinhaltet das Merkmal, ‚handlungsfähig‘, ‚verfügt über einen materiellen Körper und Denkvermögen‘, ‚hat Emotionen‘. Was das lyrische Subjekt betrifft, scheinen diese Merkmale auch in der lyrischen Sprechsituation und der geschilderten möglichen Welt gültig zu sein, d.h. das Interpretieren der lyrischen Sprechsituation geschieht auf der Basis einer kognitiven Disposition über die lyrische Sprechsituation und (über) das lyrische Subjekt. Der Leser des lyrischen Textes weiß, dass das Gelesene, und dass die Äußerungen von einem sprechenden Subjekt sind, die Äußerungen und das Geäußerte sich in Zeit und Raum abspielen. Äußerungen sind im idealen Fall intendierte, sinnvolle verbale Mitteilungen eines lyrischen Subjekts, jede Äußerung schildert ein Ereignis oder eine statische Beschreibung. Jedes geäußerte Ereignis verfügt in einer möglichen Welt über Koordinaten für Zeit und Raum in einer möglichen Welt. Jede Äußerung hat einen gewissen geäußerten Gegenstand, zusammenhängende Äußerungen beziehen sich auf einen mehr oder weniger einheitlichen, sich im Redefluss des lyrischen Subjekts entfaltenden Gegenstand. Spezielle Merkmale der lyrischen Sprechsituation sind, dass sie in der möglichen Welt der lyrischen Sprechsituation ein sprechendes lyrisches Subjekt notwendigerweise Äußerungen macht, die aber nicht immer in Zeit und Ort positioniert werden können. Außerdem können durch seine Äußerungen weitere mögliche Welten eröffnet werden, in denen das sprechende lyrische Subjekt verschiedene Rollen einnehmen kann: Beobachter-Berichterstat-

ter, Agens (in der beschriebenen Situation agieren), Gesprächsinitiator (den Leser als Adressaten ansprechen, einen Teilnehmer der beschriebenen Situation ansprechen). In der *Ode* ist die Tendenz zu beobachten, dass nur diejenigen Szenen, die eine eingebettete Beschreibung einer neuen möglichen Welt enthalten, auch eine Erweiterung einer der zentralen Metaphern sind, d.h. Allegorese initiieren. Jede Szene nimmt aber an der Fiktionenbildung teil: entweder nur mit der Ausbildung der lyrischen Sprechsituation, oder auch mit der Konstruierung einer weiteren eingebetteten möglichen Welt. An diesem Punkt kann das Verhältnis zwischen den Szenen und der Kookkurrenz zweier Dingkonzepte in den Gedankengang integriert werden. Nur in den Szenen, in denen die lyrische Sprechsituation nur als Rahmen für die Eröffnung einer neuen möglichen Welt gebraucht wird, wird die Allegorese durch die Kookkurrenz zweier Dingkonzepte initiiert. Die Allegorese ist also immer in eine fiktionale lyrische Sprechsituation eingerahmt. Es besteht aber keine Notwendigkeit, in der lyrischen Sprechsituation metaphorische Deutung als Grundeinstellung anzunehmen, stattdessen werden die sprachlichen Bedeutungskonstrukte in erster Linie als Bausteine einer lyrischen Sprechsituation, als Mitteilungen angesehen. Diese Mitteilungen haben die primäre Funktion eine lyrische Sprechsituation (die an sich nicht metaphorisch zu interpretieren ist) zu schaffen. Die Mitteilungen in einer alltäglichen Sprechsituation haben keine solche Funktion, weil sie in einer aktuellen Situation geäußert werden, auf die die Mitteilungen nur referieren. Nur in den Fällen, in denen es für den Leser ersichtlich ist, dass die Mitteilungen in der lyrischen Sprechsituation keine Instruktionen für den Ausbau der lyrischen Sprechsituation sind, wird auf metaphorische Deutung gewechselt und die Suche nach der Relevanz der Mitgeteilten wird fortgesetzt. Die Mitteilungen einer lyrischen Sprechsituation sind in dem Sinne besonders, dass ihre primäre Funktion in der Schaffung einer lyrischen Sprechsituation besteht, das Mitgeteilte ist in erster Linie ein Baustein für die lyrische Sprechsituation. Allegorese initiieren also diejenigen Szenen der *Ode*, die nicht nur den Ausbau der lyrischen Sprechsituation erzielen, sondern auch zu der Erweiterung der zentralen Metaphern beitragen.

In dem nächsten Kapitel werde ich diejenigen Szenen systematisch analysieren, die sowohl zum Ausbau der lyrischen Sprechsituation als auch zur Erweiterung der zentralen Metaphern beitragen. Da es sich bei der *Ode* um einen größeren Textkörper und um ein sich temporal ausbildendes mentales Konstrukt handelt, scheint eine Segmentie-

rung in Szenen sinnvoll zu sein. Nach der systematischen Analyse der Szenen werden die Übersetzungen auf L2 und L3 untersucht, was sie auf der Zielsprache reproduzieren und wo sie alternative Konstruktionsweise zu dem mentalen Inhalt der übersetzten Szene aufzeigen. Die Übersetzungen werden sowohl als Reproduktionen als auch als Experimente alternativer sprachlichen Konstruktionsweisen von mentalen Inhalten betrachtet.

4 Kontrastive Textanalyse

Die prinzipielle Übersetzbarkeit der Allegorie leitet sich aus der relativen Äquivalenz der kognitiven Konstruierungsmöglichkeiten in L1, L2 und L3, denn mentale Inhalte verfügen über interlinguale Adaptibilität. Die zentrale Annahme der kontrastiven Untersuchung ist, dass mit der Veränderung der sprachlichen Form, d.h. mit der bereitgestellten kognitiven Konstruierungsmöglichkeiten für den Leser, Veränderungen in dem kognitiven Effekt notwendigerweise verbunden sind. Um diese Veränderungen nachvollziehen zu können, werden in der kontrastiven Analyse die symbolischen Bedeutungskonstrukte einzelner Szenen der gemeinsamen Aufmerksamkeit der Reihe nach untersucht. Die hier aufgezählten Gesichtspunkte bezeichnen in der kontrastiven Analyse veränderliche oder unbestimmt gelassene Größen:

1. die Äußerung des lyrischen Subjekts: referiert nur auf die lyrische Sprechsituation, eröffnet eine neue mögliche Welt oder verwischt die Grenzen zwischen der lyrischen Sprechsituation und der eröffneten neuen möglichen Welt
2. der Fokus der Szene: meistens ein Dingkonzept
3. Mikrometaphern: metaporische Teilaspekte der Allegorie, der Beitrag der gg. Szene zu der Erweiterung der zentralen Metaphern
4. Vorhandensein spezieller Mikrometaphern (analogiebasierte bildliche Metaphern)
5. Einsetzung alternativer sprachlicher und mentaler Konstruktionen.

Szene 1		
<p>Itt ülök csillámló sziklafalon. Az ifju nyár könnyű szellője, mint egy kedves vacsora melege, száll. Szoktatom szívemet a csendhez. Nem oly nehéz – idesereglik, ami tovatúnt, a fej lehajlik és lecsüng a kéz.</p>	<p>Hier sitz ich, an glitzernder Felsenwand. Es steigt, im lichten Bann des Alls, der Hauch des jungen Sommers, wie Wärme eines lieblichen Abendmahls. Ich gewöhne mein Herz an die Stille. Kein schwerer Stand – es scharft sich und kehrt wieder das Entrollte, es neigt sich das Haupt, es hängt herunter die Hand.</p>	<p>Сел у скалы, на слепящем сколе. Юным, южным, чуть повеяло летним ветром, будто добрым ужином. Приучаю сердце – наверно, не так уж трудно – к тишине; приманиваю мотив непрошедшего, уронив голову, руку.</p>

Szene 1 nimmt in der Erweiterung keiner der zentralen Metaphern teil. Sie gibt den Ort der lyrischen Sprechsituation an, indem sie als einen Ort in der Natur spezifiziert, auf dem sich das lyrische Subjekt als Sprecher zu dem Zeitpunkt der Äußerung (Anfangs Sommer) aufhält. Szene 1 beschreibt den Aufenthaltsort des als Beobachter charakterisierten lyrischen Subjekts. Im Fokus der Szene steht das Dingkonzept SZIKLAFAL. Die semantische Äquivalenz der lexikalischen Bedeutung der Wörter ‚sziklafal‘, ‚Felsenwand‘ und ‚сколе‘ zeigt, dass auf L2 und L3 Szene 1 mit demselben Fokus (Dingkonzept FELSENWAND) konstruiert wird. Der Zeitpunkt der Äußerung wird ebenfalls mit einer semantisch äquivalenten Genitivkonstruktion (‚der Hauch des jungen Sommers‘) auf L2 übersetzt, auf L3 wird diese semantische Komponente ‚Anfangs Sommer‘ durch ein Adjektiv (‚летним‘) vermittelt. Auf L3 wird das Substantiv „ветер“ mit dem adjektivischen Attribut (Юным, южным) um ein weitere, neue semantische Komponente ergänzt, die weder im Originalgedicht noch in der Übersetzung auf L2 auftaucht: „южным“ (südlich, déli szél, Südwind). Das hinzugefügte adjektivische Attribut hat keine Entsprechung in dem Originalgedicht, d.h. aufgrund der sprachlichen Instruktionen auf L1 sollen dem Wind nur Qualitäten wie ‚leicht, sommerlich, im Sommer typisch‘ zugeschrieben werden, aber keine Spezifikation der Windrichtung. Die Hinzufügung des Attributes „южным“ kann unter anderem auch durch die phonetische Ähnlichkeit der beiden Wörter motiviert sein, denn die Differenz zwischen den zwei Adjektiven besteht

auf der phonologischen Ebene in einem einzigen Konsonanten. Eine weitere Abweichung in der Konstruierungsweise der Szene 1 auf L3 ist, dass das Wort ‚верпом‘ – das Substantiv im Nominativ: *ветер*) an sich nicht die semantische Komponente ‚leicht‘ in sich trägt. Diese semantische Komponente wird in Szene 1 auf L3 durch spezifische grammatische Mittel der L3 integriert: durch die Verbform (*повеяло* – das Präfix *no-* als semantisches Komponent vermittelt den Sinn ‚kurz anhaltende Bewegung, Tätigkeit‘) und durch die Partikel (*чуть* – ‚ein bisschen‘). Es ist also ein Element aus dem konzeptuellen Bereich NATURLANDSCHAFT, ein statisches, diskretes Element der Szene, (*sziklafal* – Felsenwand- *сколе*) der im Fokus der Szene 1 steht. Der Agens-Beobachter der Szene ist das Subjekt des Satzes, das auf das lyrische Ich als sprechendes Subjekt in der lyrischen Sprechsituation referiert. Ein besonderes Merkmal der eröffnenden Szene 1 ist, dass das in ihr beschriebene Ereignis bzw. dessen Ort und Zeitspanne nur die lyrische Sprechsituation charakterisiert, genauso wie es bei den Szenen 10-12 der Fall ist. Der Ort und der Zeitpunkt der Äußerung wird spezifiziert, das in Szene 1 beschriebene Ereignis ist ein Ereignis innerhalb der lyrischen Sprechsituation (das Erinnern). Die nächste Szene, Szene 2 enthält schon Schilderungen dieser Erlebnisse, d.h. die in die lyrische Sprechsituation eingebettete Schilderungen. Nur die Szenen 10-12 kehren wieder zu der Beschreibung der lyrischen Sprechsituation zurück. Auf ihre Andersartigkeit dieser Szenen, wird der Leser explizit durch den textuellen Hinweis ‚Mellékdal‘/ ‚Nebenlied‘/ ‚сбоку-припеку песенка‘ aufmerksam gemacht. Der Ausdruck ‚сбоку-припеку‘ auf L3 trägt die Bedeutung ‚etwas nicht Dahinpassendes‘.

Szene 2		
Nézem a hegyek sörényét – homlokod fényét villantja minden levél. Az úton senki, senki, látom, hogy meglebbenti szoknyád a szél. És a törékeny lombok alatt	Ich blick auf die Mähnen der Bergesferne – den Strahl deiner Stirne streut nun jedes Blättchen berückt. Am Weg kommt keiner, keiner. Ich seh, wie der Wind immer feiner wippt deinen Rock und ihn in Wellen rückt.	Вглядываюсь в гриву гор, и каждый лист, скол, блик – отсветом твоих скул. Вижу, на целом свете ни души; тропка, ветер юбку твою вздул. Вижу, как в путанице ломких тонких веток выбился локон,

látom előrebiccenni hajad, megrezzenni lágy emlőidet és – amint elfut a Szinva-patak – ím újra látom, hogy fakad a kerek fehér köveken, fogaidon a tündér nevetés.	Und seh dein Haar, als es nach vorne kippt in der brüchigen wirren Wipfelpracht, sehe zart erschüttern deine Brust, und – da der Szinva- Bach vorüberhuscht – seh ich wieder, wie in die Welt herein bricht am runden weißen Perlengestein, an deinen Zähnen elfenhaft das Lächeln.	как дрогнули груди, мягко-мягко, и снова, снова все сначала, и Синва-речка по камешкам, круглым, белым зажурчала смехом на зубах русалочьих.
--	--	---

Diese Szene eröffnet eine neue mögliche Welt innerhalb der lyrischen Sprechsituation. Die Dingkonzepte dieser Szene sind HEGYEK, LOMBOK, PATAK, KÖVEK. Die Dingkonzepte in der eröffneten neuen möglichen Welt sind HOMLOK, SZOKNYA, HAJ, EMLŐK, FOG. Das lyrische Subjekt tritt als Beobachter der natürlichen Umgebung und gleichzeitig als Erinnernder auf. Die Szene enthält die Synopse der Dingkonzepte aus den Erinnerungen (eröffnete neue mögliche Welt) und Dingkonzepte aus der lyrischen Sprechsituation (beobachtete natürliche Umgebung). Den Fokus dieser Szene bilden sowohl die Dingkonzepte auf der lyrischen Sprechsituation als auch die Dingkonzepte aus der eröffneten neuen möglichen Welt. Dieses Phänomen, die den Interpreten mit zahlreichen paarbildenden Dingkonzepten konfrontiert (LOMBOK – HAJ, KÖVEK – FOGAK) ist die früher erwähnte wiederkehrende Bifurkation des Fokus in der *Ode*. Es führt dazu, dass der Interpret an diesen Textstellen nach einer Gemeinsamkeit zu suchen beginnt, die in erster Linie die Ähnlichkeit der Form ist. Die Ähnlichkeit der Form ist nach Coenens 2002 Terminus „der gemeinsame Beschreibungsinhalt“ der miteinander konfrontierten, in Analogie gestellten Gegenstände. Szene 2 erfordert die Suche nach einer Gemeinsamkeit, nach einem gemeinsamen Beschreibungsinhalt zwischen den Dingkonzepten. Durch die Suche nach dem gemeinsamen Beschreibungsinhalt der Analogieteilnehmer können die bildlichen Metaphern der Szene 2 entschlüsselt werden. Jede von diesen analogiebasierten bildlichen Metaphern nimmt an der Erweiterung einer der zentralen Metaphern teil, durch diese Mikormetaphern wird die Allegorese vorangetrieben. In diesen Fällen wird die zentrale Metapher (2) DIE SCHÖNHEIT DES WEIBLICHEN KÖRPERS IST EINE NATUR-

LANDSCHAFT erweitert. Besonders interessant ist, dass ab Szene 2 die Ereigniskomponenten (durch Verben signalisiert) in den Szenen zunehmen. In Szene 1 wird die lyrische Sprechsituation in einer ruhigen Naturlandschaft verortet. Erst nachdem die visuellen Erinnerungen über eine Frau wachgerufen und in die lyrische Sprechsituation eingebettet worden sind, erscheinen in den Szenen auch Ereigniskomponente, z.B. in Szene 3 „zengem, sikoltom, verődve földön és égbolton“. Die bewusste Rückholung der Sinneseindrücke führt zur Intensivierung derjenigen Emotionen, die mit den Erinnerungen verbunden sind und zu der Zunahme der Ereigniskomponenten in der geschilderten möglichen Welt. Nach der Interjektion „Óh“ (Szene 3) wird der Monolog des lyrischen Subjekts immer intensiver, bis zu dem Ausruf „szeretlek, te édes mostoha!“ (Szene 3). Bis zu dieser Textstelle dominieren die Ereigniskomponenten, die an der Textoberfläche durch Verben signalisiert sind.

Szene 3		
Óh mennyire szeretlek téged, ki szóra bírtad egyaránt a szív legmélyebb üregeiben cseleit szövő, fondor magányt s a mindenséget. Ki mint vízesés önnön robajától, elválsz tőlem és halkan futsz tova, míg én, életem csúcsai közt, a távol közelében, zengem, sikoltom, verődve földön és égbolton, hogy szeretlek, te édes mostoha!	O wie lieb ich dich ohnegleichen, die du Wortfiguren und Wiederhall erzwangst von der in den tiefsten hohlen Reichen des Herzens listig wuchernden, meuchelnden Einsamkeit und vom All. Die du – wie vom eigenen Lärm der Wasserfall – von mir scheidest, sprachlos verhallt, während ich, über Lebensgipfeln, nahe der Ferne, singe und schreie und stöhne, zwischen Himmel und Erde geworfen, daß ich dich lieb, du teure Stiefmuttergestalt!	Люблю, о, до чего люблю я тебя, сумевшую звучать заставить лгущую впустую сердца глубинную печаль и твердь земную. Тебя, что в тишь самим собой взбешенным потоком прочь от меня бежишь, а я реву и рвусь с вершин своих по склонам, вблизи тебя, такой далекой, бью об землю и об небо, как люблю тебя, родная мачеха моя!

Szene 3 eröffnet innerhalb der lyrischen Sprechsituation eine neue mögliche Welt. In dieser eröffneten neuen möglichen Welt agiert das

lyrische Subjekt anders als in den vorigen Szenen. In Szene 1 liefert es eine Beschreibung der natürlichen Umgebung, diese Beschreibung referiert ausschließlich auf die lyrische Sprechsituation. Neben der Beschreibung der natürlichen Umgebung ruft es bewusst mentale Inhalte in Erinnerung, er deklariert den Prozess des Erinnerns. In Szene 2 wird die Beschreibung einer natürlichen Umgebung fortgesetzt, in die Beschreibung mischen sich aber auch bewusst hervorgehobene, visuelle Erinnerungen über eine weibliche Person ein. In Szene 3 tritt eine weibliche Person als Angesprochene in die lyrische Sprechsituation ein. In Szene 1 und 2 vermischen sich Teile, Bruchstücke des mentalen Bildes einer Frau und in Szene 3 wird diese Frau direkt angesprochen. Trotz der Diversität der Szenen 1-2 und der Szene 3 sind sie durch die Perspektive des lyrischen Subjekts miteinander verbunden. Das lyrische Subjekt ist in der lyrischen Sprechsituation der *Ode* der einzige Sprecher. Als einziger Sprecher ist es der Origo-Punkt aller Perspektiven. Szene 1 enthält sowohl die Perspektive des Beobachters als auch die innere Perspektive der Erinnerung. In Szene 2 werden die Perspektive des Beobachters und die innere Perspektive der Erinnerung schon synchronisiert und sie können schwer auseinandergehalten werden. Im Zentrum der Szene 3 steht die Apostrophe, die direkte Ansprache der weiblichen Person. Die Synchronisierung der Perspektiven der Beobachtung und der Erinnerung ist zum ersten Mal in dem Gedicht in Szene 3 zu entdecken. Szene 3 trägt in erster Linie dazu bei, den internen Zusammenhang zwischen den zentralen Metaphern hervorzuheben, statt eine unmittelbare Erweiterung einer der metaphorischen Zentren vorzunehmen: die ästhetischen Qualitäten des weiblichen Körpers, lösen in dem lyrischen Subjekt Emotionen aus. Die Dingkonzepte VÍZESÉS, ÜREG, (HEGY)CSÚCS, FÖLD, ÉGBOLT bilden den Fokus der Szene 3 und sind alle Elemente des Konzepts NATUR. Die sprachlichen Instruktionen der Szene 3 zur Analogiebildung sind im Vergleich zu Szene 2 spärlich, d.h. die Analogieteilnehmer sind nicht immer sprachlich explizit angegeben. Der Vergleich „Ki mint vízesés önnön robajától, elválsz tőlem és halkan futsz tova” initiiert die Suche nach einer Gemeinsamkeit zwischen dem Erlebnis der Trennung und dem nachhallenden Rauschen eines Bachs. „Életem csúcsai közt” setzt einen gemeinsamen Beschreibungsinhalt zwischen den Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens und der Formenvielfalt der Gebirge vor. Die Konstruktion „a szív legmélyebb üregeiben” operiert bei der Bedeutungsbildung wahrscheinlich sowohl mit der wörtlichen als auch mit der nicht wörtlichen Bedeutung des Lexems ‚szív’. Das Wort ‚szív’ hat

eine saliente, familiäre metaphorische Bedeutung (Zentrum der Gefühle, Empfindungen), die direkt in den Interpretationsprozess ein-treten kann und kompatibel mit den restlichen Teilen des Bedeutungskonstrukts in diesem Satz ist („a szív legmélyebb üregeiben cseleit szöví, fondor magányt“). In diesem Fall führt die Bedeutungskonstruktion wahrscheinlich nicht durch die Aktivierung, Einsetzung und Verwerfung der konkreten Bedeutung des Wortes ‚szív‘ (Organ) sondern direkt durch die Aktivierung der familiären metaphorischen Bedeutung. Die konkrete Bedeutung (Organ) ist wahrscheinlich nicht ganz aus dem Interpretationsprozess ausgeschlossen und zwar wegen des hinzukommenden Wortes ‚üreg‘. Das Wort ‚üreg‘ in der Genitivkonstruktion „szívüreg“ besitzt auch eine konkrete Bedeutung, an dieser Textstelle nimmt das Wort „Herz“ wahrscheinlich mit der salienten metaphorischen Bedeutung (Zentrum der Gefühle, Empfindungen) an der Bedeutungskonstruktion teil. Eine Bedeutungskomponente der metaphorischen Bedeutung ‚Zentrum der Gefühle‘ (das ‚Zentrum‘) kann potentiell auch als ‚üreg‘ spezifiziert werden, so besteht eine gewisse Kompatibilität zwischen der wörtlichen und der konventionalisierten metaphorischen Bedeutungen, denn sie können einander gegenseitig auf der konzeptuellen Ebene ausarbeiten. Die drei erwähnten analogiebasierten Mikrometaphern der Allegorie („Ki mint vízesés önnön robajától, elvász tólem és halkán futsz tova“; „Életem csúcsai közt“; „a szív legmélyebb üregeiben“) haben einen schwer fixierbaren gemeinsamen Beschreibungsinhalt. Im Gegensatz zu diesen Mikrometaphern ist der gemeinsame Beschreibungsinhalt bei den analogiebasierten Mikrometaphern der Szene 9 wesentlich einfacher zu bestimmen.

In der neu eröffneten möglichen Welt nehmen das sprechende lyrische Subjekt und die Angesprochene die Rolle des Agens ein. Das sprechende lyrische Subjekt führt eine Tätigkeit aus (eine weibliche Person ansprechen). Die zentrale Bedeutungskomponenten sind ‚laut‘ und ‚sprechen‘ (sikoltom / singe und schreie und stöhne / я реву и рвусь). Die Bedeutungskomponente ‚artikulierte Sprechlaute hervorbringen, etwas mitteilen‘ ist kein notwendiger Teil von dem Bedeutungskonstrukt des Verbs ‚sikoltani‘. Um diese Komponente wird das Bedeutungskonstrukt des Verbs sukzessiv erweitert und zwar durch die Konjugation (auf L1 „tárgyas ragozás“) und durch den Nebensatz, der das Objekt des Verbs (sikoltom) in dem Bedeutungskonstrukt („hogy szeretlek, te édes mostoha!“) erarbeitet. Die Angesprochene entfernt sich schnell von dem lyrischen Subjekt (elvász tólem, du [...] von mir scheidest / прочь от меня бежишь). Auf L1 enthält die pri-

märe Bedeutung des Verbs („elválsz tólem”) nicht die Bedeutungskomponente ‚schnell’. Diese Komponente (Tempo der Bewegung) wird in die Bedeutungskonstrukt des Verbs wahrscheinlich nur durch das darauffolgende Verb („futsz”) und durch den Vergleich („mint vizesés önnön robajától”) integriert. In dem Vergleich wird zwischen der Bewegung des Agens 2 („futsz”) und der Bewegung des Wasserfalls („vizesés”) eine Analogie aufgestellt. Als gemeinsamer Beschreibungsinhalt der Bewegung des Agens 2 und der Bewegung des Wasserfalls bietet sich die gemeinsame Bedeutungskomponente „schnelles Tempo” an. Diese Bedeutungskomponente ist sowohl in dem Bedeutungskonstrukt des Wortes „Wasserfall” als auch in dem Bedeutungskonstrukt „sich von jemandem scheiden” vorhanden.

Szene 4		
<p>Szeretlek, mint anyját a gyermek, mint mélyüket a hallgatag vermek, szeretlek, mint a fényt a termék, mint lángot a lélek, test a nyugalmat! Szeretlek, mint élni szeretnek halandók, amíg meg nem halnak.</p>	<p>Ich liebe dich wie seine Mutter das Kind, wie die stummen Gruben ihren tiefsten Grund, wie die Hallen das Licht, wie – sonnengesinnt – die Seele die Flamme, der Körper die Rast! Ich liebe dich, wie ums Leben liebend werben die Sterblichen, solange sie nicht sterben.</p>	<p>Люблю тебя, как ребенок маму, как глубь свою молчаливые ямы, как любят свет безлюдные храмы, как огонь душа и как покой – тело! Люблю как смертные жизни рады, любят, покуда не отлетела.</p>

In Szene 4 mischt sich eine neue Art der bildlichen Rede in den Ausbau der Allegorie ein. Szene 4 enthält ausschließlich Vergleiche, die mit den zentralen Metaphern in keinem engen thematischen Zusammenhang stehen. Die Szenen 4, 11 und 12 sind konzeptuelle Fremdkörper, Risse in dem mentalen Gebilde der Allegorie. Szene 4 führt solche Konzepte in die Allegorie ein, die nicht direkt zu der Erweiterung der zentralen Metaphern beitragen. Szene 1 referiert auf die rahmenbildende lyrische Sprechsituation, die Szene 12 (das Nebenlied) eröffnet aber eine solche mögliche Welt, die nicht aus der aktuellen lyrischen Sprechsituation und nicht aus den durch Erinnern eröffneten möglichen Welten kombinierbar ist. Der sukzessive Ausbau des zweiteiligen konzeptuellen Muster bricht in den Szenen 4, 11 und 12

ab. Die ästhetischen Qualitäten des weiblichen Körpers lösen bei dem lyrischen Ich starke emotionale Reaktionen aus, das wird durch die Anhäufung der Vergleiche betont. Diese wiederkehrende Wortgruppe („Szeretlek, mint”) ist eine Art Emphase, die den internen Zusammenhang zwischen den zentralen Metaphern verdeutlicht.

Szenen 5 – 8 ¹⁶		
<p>(5) Minden mosolyod, mozdulatod, szavad, őrzöm, mint hulló tárgyakat a föld. Elmémbe, mint a fémbe a savak, ösztöneimmel belemartalak, te kedves, szép alak, lényed ott minden lényedet kitölt.</p> <p>(6) A pillanatok zörögve elvonulnak, de te némán ülsz fülemben. Csillagok gyúlnak és lehullnak, de te megálltál szememben. Ízed, miként a barlangban a csend, számban kihúlve leng s a vizes poháron kezed, rajta a finom erezet, föl-földereng.</p> <p>4</p> <p>(7) Óh, hát miféle anyag vagyok én, hogy pillantásod metsz és alakít? Miféle lélek és miféle</p>	<p>(5) Ich bewahre Lächeln, Bewegen, Scheinen, alles von dir, wie die Erde nach ihrem Fall Dinge bewahrt. Wie Säuren ätzen Metall, so gruben dich meine Instinkte in meinen Sinn ein, du herrliche, schöne Gestalt, – dein Wesen füllt dort voll mein Dasein.</p> <p>(6) Die Momente scheppern vorbei, verhallen – doch du weilst stumm in meiner Ohren Raum. Sterne entflammen, Sterne fallen, doch du bleibst bestehen in meinem Schaun. Dein Geschmack – wie in den Höhlen die Stille – schwingt und schwebt in meines Mundes Kühle, und am Wasserglas ruhend deine Hand, drauf die zarte Aderung</p>	<p>(5) Каждое движение, улыбку, слово вбираю как земля упавший предмет. Как кислотой в металл в основу души втравливаю снова и снова все изгибы очертанья родного, и нет в ней сущего, где тебя нет.</p> <p>(6) Минуты со стрекотом мчатся, минуют, а ты в ушах притаилась немо, одна звезда сменяет другую, а ты в глазах стоишь и застишь небо. Стынет во рту как в пещере тишь вкус твой, чуть-чуть вея, а на чашке рука белеет, и видно жилки-трещинки, пока глядишь.</p> <p>4</p> <p>(7) Что же тогда за материя сам я,</p>

¹⁶ Die in Klammern gesetzten Nummern markieren die Szenengrenzen.

<p>fény s ámulatra méltó tünemény, hogyan járhatom a semmiség ködén termékeny tested lankás tájait?</p> <p>(8) S mint megnyílt értelembe az ige, alászállhatok rejtelméibe!...</p>	<p>dämmernd hell bespannt.</p> <p>4 (7) Oh was für eine Art von Stoff bin ich, dass mich dein Blick verwandelt, formt und sticht? Was für eine Art von Seele und Licht, und was für ein traumhaftes Wunderbild, daß ich – am Nebelrand des Nichts – bewandern darf deines fruchtbaren Körpers hangreiches Land?</p> <p>(8) Und durchstürzen darf – wie des Wortes Gewichte durch den offenen Sinn – durch seine Mitte?...</p>	<p>раз взгляд твой резцом ее формует? Какая душа, какое пламя, неописуемое словами чудо, раз сквозь ничто- туман бросаюсь, по склонам плоти твоей брожу я?</p> <p>(8) Раз как глагол в просветленный разум в тайны твои проникаю разом!...</p>
--	---	--

Szene 9

<p>Vérköreid, miként a rózsabokrok, reszketnek szüntelen. Viszik az örök áramot, hogyan orcádon nyíljon ki a szerelem s méhednek áldott gyümölcsé legyen. Gyomrod érzékeny talaját a sok gyökerecske át meg át hímezi, finom fonalát csomóba szőve, bontva bögját –</p>	<p>Wie Rosensträucher, zittert dein Blut fort in Kreisen wirbelnd, wach, unentwegt. Es jagt und treibt die dauerhafte Flut, damit dein Gesicht die Liebe offenlegt, und dein Schoss heil austrägt die gesegnete Frucht. Deines Magens empfindsamen Boden durchwirken kreuz und quer die unzählbaren</p>	<p>Где крови кругами, в немолчной дрожи куст розы вновь и вновь трепещет, чтоб на нежной коже щеки твоей распуститься в любовь, плоду ее колыбель готовя. Где желудка почва простая чутко сплетает и расплетает нити и узелки по краю,</p>
---	---	--

<p> hogy nedűid sejtje gyűjtse sok raját s lombos tüdőd szép cserjei saját dicsőségüket susogják! Az örök anyag boldogan halad benned a belek alagútjain és gazdag életet nyer a salak a buzgó vesék forró kútjain! Hullámzó dombok emelkednek, csillagképek rezegnek benned, tavak mozdulnak, munkálnak gyárok, sűrög millió élő állat, bogár, hinár, nap süt, homályló északi fény borong – tartalmaidban ott bolyong az öntudatlan örökkévalóság. </p>	<p> schütteren Wurzelhaare, dünne Knoten knüpfend und lösend wie im Offenbaren – damit die Zellen deiner Säfte in Schwärmen strömen und das Strauchgeflecht deiner belaubten Lungen ihren eignen Ruhm leise lispelt! Der Stoff rückt ewig im seligen Weben in dir in den Tunneln der Därme, und die Schlacke erfährt reicheres Leben an den heißen Brunnen der flinken Nieren! In dir erheben sich gewellte Hügel, in dir erzittern Sternbilder, es atmen Weiher, Fabriken lärmern und qualmen Millionen von lebendigen Tieren tummeln sich, Käfer und Algen schwirren, Güte und Grausamkeit – eine Sonne scheint, düsteres Nordlicht brennt, in deine Inhalte greifend rinnt die unbewusste Ewigkeit. </p>	<p> соков узорами растекаясь, корни и крону легких питаю, чтоб гимн себе своими устами шептала листва густая. Где радостно по туннелям вечным преобразается и хлопочет жизнь-материя трактом кишечным, шлаки купая в гейзерах почек! Где холмы вздымаются сами, звезды вздрагивают и угасают, где шахты к небу провалы щерят, несчетные, копошатся звери, мошкара и ветра, где жестокость беспечна, добра, солнце светит кромешной мгле, не познавшей себя земле, вечности до утра. </p>
--	---	--

Die Szenen 5 – 8 bereiten die darauffolgende Szene 9 vor. Allmählich vollzieht sich die Synchronisierung der inneren, erinnernden Perspektive und der beobachtenden Perspektive in diesen vier Sze-

nen. Es dominiert das innere Gespräch des lyrischen Subjekts mit der angesprochenen, imaginären weiblichen Person. Die eröffneten neuen möglichen Welten werden schon ab Szene 2 immer öfter durch mentale Bilder der lyrischen Sprechsituation ‚durchbrochen‘. Diese allmähliche Verwischung der Grenzen zwischen den zwei möglichen Welten (der lyrischen Sprechsituation und der eröffneten neuen möglichen Welt) nimmt ihren Anfang gleich nach der Eröffnungsszene und erreicht seinen Höhepunkt in Szene 9. In Szene 9 sind die Komponenten der zwei möglichen Welten nicht mehr auseinanderzuhalten. Die Verbindung von Dingkonzepten aus den zwei verschiedenen möglichen Welten taucht bis zu dieser Szene nur sporadisch auf, in Szene 9 wird die Verwischung der Grenzen zwischen der lyrischen Sprechsituation und der daraus eröffneten möglichen Welt zum Konstruktionsprinzip erhoben. Szene 9 nimmt am intensivsten an der Erweiterung der zentralen Metaphern teil. Es sind die analogiebasierten bildlichen Metaphern¹⁷ (TEST- (TERMÉSZETI) TÁJ, VÉRKÖR-RÓZSABOKKOK, GYOMOR-TALAJ, TÜDŐ-CSERJÉK, BELEK-ALAGÚT, VESÉK-KÚT), bei denen der Interpret den gemeinsamen Beschreibungsinhalt meistens in der Analogie der Form finden kann. Diese paarbildenden Dingkonzepte (Analogieteilnehmer) sind in Szene 9 konzentriert anwesend, sie führen zu der Bifurkation des Fokus und initiieren die Suche nach einem möglichen gemeinsamen Beschreibungsinhalt. Die Dingkonzepte, die Teilnehmer der analogiebasierten bildlichen Metaphern sind, zeichnen sich auf L1, L2 und L3 durch semantische Äquivalenz aus, d.h. die fokusbildenden Dingkonzepte (durch Nomen ausgedrückt) werden im Grunde genommen nicht geändert. Im Folgenden möchte ich die Modifizierungen aufzeigen, die die Übersetzungen auf L2 und L3 bei diesen analogiebasierten bildlichen Metaphern herbeiführen.

TEST – (TERMÉSZETI) TÁJ

„termékeny tested lankás tájait” / „deines fruchtbaren Körpers hangreiches Land” / „по склонам плоти твоей”

Die Bedeutungskomponenten ‚fruchtbar‘ und ‚hangreich‘ werden auf L2 beibehalten, auf L3 wird die Bedeutungskomponente ‚fruchtbar‘ weggelassen. Die Bedeutungskomponente, (eine schräg abfallende

¹⁷ Die analogiebasierten bildlichen Metaphern werden im Weiteren durch die Verbindung zweier DINGKONZEPTE mit einem Bindestrich gekennzeichnet.

Fläche') wird auf L3 nicht durch ein Adjektiv ausgedrückt, sondern durch die Präpositionalphrase „по склонам” (an der Oberfläche von Hängen').

VÉRKÖR – RÓZSABOKKOK

„Vérköreid, miként a rózsabokrok, reszketnek szüntelen” / „Wie Rosensträucher, zittert dein Blut fort in Kreisen wirbelnd, wach, unentwegt” / „Где крови кругами, в немолчной дрожи куст розы вновь и вновь трепещет, чтоб на нежной коже щеки твоей распусться в любовь, плоду ее колыбель готова.”

Auf L3 werden die Satzgrenzen verändert, d.h. bei der Übersetzung wird der Satz „Vérköreid, miként [...]” mit dem darauffolgenden Satz „Viszik az örök áramot, [...]” zusammengezogen und der zweite Satz der Szene 9 wird in Form eines untergeordneten Nebensatzes wiedergegeben. Mit der Aufhebung der Satzgrenze und der Einfügung des Subjunktors „чтоб” (mit dem Zweck') wird die Kausalität zwischen den zwei Sachverhalten auf L3 stärker betont. Das Kompositum „Vérköreid” auf L1 wird auf L2 und L3 zerlegt und nicht mit dem semantisch äquivalenten Komposita übersetzt (Blutkreisläufe' und ,круг кровообращения' / ,кровообращение'). Auf L2 wird ,vérköreid' wird mit „Blut [...] in Kreisen wirbelnd” übersetzt. Dieses Wort enthält die Bedeutungskomponenten ,Blut' und ,Kreis' als eigenständige Nomina und der Zusammenhang zwischen ihnen ist nur durch die Präposition ,in' näher definiert. Die Bedeutungskomponente ,andauernde, sich ständig wiederholende schnelle Hinundherbewegung' wird auf L2 durch das Hauptverb „zittert” und durch die Partizip-I-Form des Verbs „wirbelnd” ausgedrückt, die auf eine drehende, kreisende Bewegung referiert, dessen semantischer Inhalt mit der Bedeutungskomponente ,Kreis' kompatibel ist. Auf L3 sind die Bedeutungskomponenten ,Blut' und ,Kreis' als eigenständige Nomina realisiert, das semantische Verhältnis zwischen ihnen wird durch morphologische Mittel ausgedrückt. Die Kasusmarkierung (творительный/инструментальный падеж) auf der morphologischen Ebene vermittelt die Bedeutung, dass das Substantiv ,круг' als Instrument zu einer bestimmten Bewegung eingesetzt wird. Dass es sich hier um eine ,andauernde, sich ständig wiederholende schnelle Hinundherbewegung' geht, wird auf L3 semantisch mehrfach bestätigt: „в немолчной дрожи”, „вновь и вновь трепещет”. Das Adjektiv „немолчной” vermittelt die Bedeutung ,unaufhörlich', der Ausdruck „вновь и вновь”

integriert die Bedeutungskomponente ‚ständige Wiederholung‘ in das Bedeutungskonstrukt auf L3. Die Art und Weise der Bewegung wird auf L3 einerseits durch das Substantiv ‚дрожь‘ (‚Zittern‘) und andererseits durch ein synonymes Verb ‚трепетать‘ (‚zittern, bibbern‘) in die Szene integriert.

GYOMOR – TALAJ

„Gyomrod érzékeny talaját a sok gyökerecske át meg át hímezi, finom fonalát csomóba szőve, bontva bogját” / „Deines Magens empfindsamen Boden durchwirken kreuz und quer die unzählbaren schütterten Wurzelhaare, dünne Knoten knüpfend und lösend” / „Где желудка почва простая чутко сплетает и расплетает нити и узелки по краю”

Die Dingkonzepte GYOMOR, TALAJ sind sowohl auf L2 als auch auf L3 das grammatische Subjekt und der Fokus des Satzes. Die Übersetzung auf L2 hält sich an das konzeptuelle Muster des Originalgedichts, weicht nicht einmal von dem vorgegebenen typographischen Muster ab. Der finale Nebensatz ist von dem Hauptsatz durch ein Bindestrich getrennt (– „hogy nedűid sejtje [...]”) und am Satzende steht ein Ausrufezeichen. Die Übersetzung auf L3 folgt nicht diesem typografischen Schema, die syntaktische Struktur des Satzes wird aber nicht geändert: nach dem Komma steht ein Subjunktor, der üblicherweise finale Nebensätze einleitet („чтоб”). Bei dem Konzept TALAJ integrieren beide Übersetzungen die folgenden Bedeutungskomponenten in den Prozess der Bedeutungskonstruierung: ‚dünne, feine, dichte wurzelähnliche Gebilde‘. Die Übersetzung auf L3 enthält das semantisch äquivalente Wort „Wurzeln” („корни”). Dieses Wort ist in dem komplexen Satz so platziert, dass es zwei Lesearten zulässt: entweder wird das Wort „Wurzeln” als den Lungen oder dem Magen zugehörend interpretiert. Die letztere Interpretation steht dem konzeptuellen Inhalt der gg. Textstelle im Originalgedicht näher. Die Bedeutungskomponenten ‚dünn‘, ‚fein‘ und ‚dicht‘ werden auf L2 und L3 auf unterschiedliche Weisen in den Prozess der Bedeutungskonstruierung eingebaut. Auf L2 sind es vor allem Adjektive, die diese Bedeutungskomponente in das Bedeutungskonstrukt der Szene einfügen („empfindsam”, „schütter”, „dünn”). Durch das Kompositum „Wurzelhaare” wird ebenfalls die Bedeutungskomponente ‚dünn‘, ‚fein‘ ausgedrückt, denn das Substantiv „Wurzelhaare” bezeichnet die besonders feinen, haarähnlichen Teile an den Spitzen der Wurzeln. Die Besonderheit dieses Kompositums ist, dass es ein anderes Gegenstandskonzept, das

HAAR in die Konzeptualisierung eines inneren Organs, des MAGENS mit einbezieht. Auf L3 sind es vor allem Substantive und Verben, welche die Bedeutungskomponenten ‚dünn‘, ‚fein‘ und ‚dicht‘ vermitteln. Bei den den Verben „сплетает и расплетает“ sind die semantisch äquivalenten Verben sind zum Teil auch in der Übersetzung auf L2 in Infinitiv- oder Partizip-I-Formen zu finden („durchwirken“, „knüpfend und lösend“). Die Besonderheit dieser Verben ist, dass sie sowohl in Verbindung mit der Textilienbearbeitung als auch in Verbindung mit Pflanzen verwendet werden, genauso wie in dem Originalgedicht. Dank des Assotiationsnetzes, das die aufgezählten Verben generieren, können weitere Konzepte, wie TEXTILIEN in die Erweiterung der zentralen Metapher (2) einbezogen werden.

TÜDŐ – CSERJÉK

„s lombos tüdőd szép cserjéi saját dicsőségüket susogják!” / „das Strauchgeflecht deiner belaubten Lungen ihren eignen Ruhm leise lispelt!” / „корни и крону легких питая, чтоб гимн себе своими устами шептала листва густая.”

Im Originalgedicht wird eine Analogie der Form zwischen den LUNGEN und einem STRAUCH aufgestellt und mit dieser bildlichen Metapher die zentrale Metapher (2) erweitert. An dieser Textstelle hebt sich das konzeptuelle Muster der Übersetzungen deutlich von dem des Originalgedichtes ab, denn die Analogieteilnehmer, die teilnehmenden Dingkonzepte werden modifiziert. Auf L2 betont das zweite Glied des Kompositums „Strauchgeflecht“, dass es um einen dicht gewachsenen Strauch geht. Es bleibt aber offen, welcher Teil des Holzgewächses aktiviert werden soll, es wird nicht durch sprachliche Informationen fixiert. Sowohl das Wurzelwerk, als auch die Triebe können darunter verstanden werden und als gemeinsamer Beschreibungsinhalt der Konzepte LUNGEN und STRAUCH betrachtet werden. In der Genitivkonstruktion auf L3 („крону легких“) referiert bei der Interpretation das erste Substantiv („крона“) eindeutig auf das Laubwerk von Bäumen.

BELEK – ALAGÚT

„belek alagútjain” / „in den Tunneln der Därme” / „по туннелям вечным [...] трактом кишечным”

Auf L2 wird die Genitivkonstruktion „belek alagútjain” ebenfalls mit einer Genitivkonstruktion übersetzt. Das Bedeutungskonstrukt auf L3 „по туннелям вечным [...] трактом кишечным” enthält die Bedeutungskomponente ‚alagút’ / ‚Tunnel’ und die Bedeutungskomponente ‚Darm’ in Form des Adjektivs „кишечный”, das sich aus dem Substantiv „кишка” (bél) ableitet. Ein wichtiger Punkt ist, dass die Übersetzung auf L3 nicht auf die Därme referiert, sondern auf das Verdauungssystem/den Verdauungstrakt (russ. Пищеварительный, или желудочно-кишечный тракт), das ein Hyperonym des Wortes ‚Darm’ ist. Interessant ist der Vergleich der Präpositionen auf L2 und L3 mit dem ungarischen Suffix –n, das auf der morphologischen Ebene den Kasus Superessiv markiert. Das annähernde grammatische und semantische äquivalent dieses Ausdrucks auf L2 wäre statt der Konstruktion „in den Tunneln”, die Konstruktion ‚auf den Tunneln’. Auf L3 vermittelt die Konstruktion „по туннелям вечным [...] трактом кишечным” annähernd denselben semantischen Inhalt wie das ungarische Suffix –n: ‚sich auf einer vertikalen Oberfläche befinden’.

VESÉK – KÚT

„a buzgó vesék forró kútjain” / „an den heissen Brunnen der flinken Nieren!” / „в гейзерах почек!”

An diesen Textstellen sind die kookkurierenden Dingkonzepte, die auf L1, L2 und L3 als Analogieteilnehmer fungieren, nur teilweise identisch. Der eine Analogieteilnehmer wird aus L2 und L3 durch semantisch äquivalente Nomina realisiert (‚vesék’, ‚Nieren’, ‚почки’). Die zielsprachlichen Übersetzungen modifizieren den anderen Analogieteilnehmer, sie aktivieren an dieser Textstelle ein anderes Gegenstandskonzept als das des Originalgedichts (KÚT). Das Konzept BRUNNEN – aktiviert durch das deutsche Substantiv ‚Brunnen’ – kann sowohl eine Wasserquelle, als auch ein künstlich hergestelltes Wasserreservoir bezeichnen. Auf L1 referieren auf eine Wasserquelle und ein künstlich hergestelltes Wasserreservoir zwei verschiedene Lexeme: ‚kút’ und ‚forrás’. Die Übersetzung auf L3 zieht das Konzept GEYSIR (гейзер) in die Konzeptualisierung mit ein. Infolge der Aktivierung verschiedener Gegenstandskonzepte bei der Analogiebildung kann der Interpret auf L2 und L3 zu solchen gemeinsamen Beschreibungsinhalten zwischen den Analogieteilnehmern gelangen, die sich stark voneinander unterscheiden. Durch diese Abweichungen im dem

sukzessiv ausbauenden konzeptuellen Muster der Übersetzungen nimmt an dieser Textstelle die Erweiterung der zentralen Metapher (2) auf L2 und L3 eine andere Richtung. Das Gegenstandskonzept KÚT wird durch das Substantiv ‚kútjain‘ aktiviert, das Substantiv ist ein Teil einer Genitiv-Konstruktion ‚vesék [...] kútjain‘. Die Übersetzungen folgen diesem grammatischen Muster und sind ebenfalls Genitiv-Konstruktionen. In dem Originalgedicht und in der Übersetzung auf L2 wird das Gegenstandskonzept BRUNNEN durch das Adjektiv ‚heiß‘ um die Bedeutungskomponente erweitert. Auf L3 wird das Konzept GEYSIR durch das Substantiv ‚гейзер‘ aktiviert, dem die Bedeutungskomponente ‚heiß‘ immanent ist.

Szenen 10 – 12		
<p>(10) Mint alvadt vérdarabok, úgy hullnak eléd ezek a szavak. A lét dadog, csak a törvény a tiszta beszéd. De szorgos szerveim, kik újjászülnek napról napra, már fölkészülnek, hogy elnémuljanak.</p> <p>De addig mind kiált – Kit két ezer millió embernek sokaságából kiszemelnek, te egyetlen, te lágy bölcso, erős sír, eleven ágy, fogadj magadba!...</p> <p>(11) (Milyen magas e hajnali ég! Seregek csillognak érceiben. Bántja szemem a nagy fényesség. El vagyok veszve, azt</p>	<p>(10) Wie Blut, wie geronnene Brocken fallen vor dich hin gebrochen diese Worte. Es stottert das Dasein, – nur das Gesetz ist Reingesprochenes. Doch meine fleissigen Organe, Orte der täglichen Wiedergeburt, bereiten sich schon für das Verstummen vor. Aber einstweilen schreien sie alle – Du, aus zwei Milliarden von Menschenwesen, aus der riesigen Menge auserlesen die Einzige, du linde, weiche Wiege, du starkes Grab, du lebendige Liegestätte, o nimm mich, nimm mich, empfang!...</p> <p>(11) (Wie ragt, schau, dieser morgendliche Himmel!</p>	<p>(10) Спекшимся от крика сгустками крови слово за словом падает пред тобою. Суть – заика, тверд лишь закон, непрекословен. Всё. Поздно: потроха, что заново их день ото дня выдыхают в стих, к немоте готовы.</p> <p>И все же, и все же – к тебе, в миллионах отысканной, взывают еще, к единственной: о, живое ложе, зыбка, могила, мира дороже, прими такого!...</p> <p>(11) (Светает; о как высока высь! Тьма света – не пережечь его. Как больно глазам, куда ни ткнишь.</p>

<p>hiszem. Hallom, amint fölöttem csattog, ver a szivem.)</p> <p>(12) 6 (Mellékdal) (Víz a vonat, megyek utánad, talán ma még meg is talállak, talán kihűl e lángoló arc, talán csendesen meg is szólalsz: Csobog a langyos víz, fürödj meg! Ime a kendő, törülközz meg! Sül a hús, enyhítse étvágyad! Ahol én fekszem, az az ágyad.)</p>	<p>Es flammen Scharen funkelend in seinen Erzen. Meine Augen verletzt dies starke Flimmern. Ich glaub, ich bin untergegangen. Ich höre schier über mir das Pochen und Bangen meines Herzens.)</p> <p>(12) 6 (Nebenlied) (Der Zug fährt mich. Fährt mein Verlangen. Ich finde dich vielleicht noch heute. Vielleicht erlöschen meine Wangen. Vielleicht sagst du mir leis die Worte: Sieh: Wasser plätschert, komm zum Bade! Ein Tuch zum Trocknen wirst du kriegen! Das Fleisch brät bald zu deiner Labe! Das ist mein Bett. Hier musst du liegen.)</p>	<p>Видать, погиб, делать нечего. Всё. Откуда-то сверху сердце бьёт, мечется.)</p> <p>(12) 6 (сбоку-припеку песенка) (Мчится поезд, ворожит на ходу: может я тебя сегодня найду, может схлынет разом краска с лица, может кликнешь тихонько с крыльца: Я воды согрела, полью тебе! На, утрись скорей, вот рушник тебе! Сядь, поешь, я мяса сварила! Ляг, я нам вдвоем постелила!)</p>
---	---	---

Die Szenen 10 und 11 referieren auf die rahmenbildende lyrische Sprechsituation, genauso, wie Szene 1, die Eröffnungsszene, die alle Bausteine und Teilnehmer der lyrischen Sprechsituation etabliert. Die Szenen 10 und 11 tragen nicht systematisch zu der Erweiterung der zentralen Metaphern bei, wie es bei den Szenen 5-9 am deutlichsten zu beobachten ist. In den Szenen 5-9 sind analogiebasierte bildliche Metaphern konzentriert anwesend, die als Mikrometaphern (metaphorische Teilaspekte) der Allegorie zu der Erweiterung der zentralen Metaphern direkt beitragen. In Szene 10 sind das lyrische Subjekt und die angesprochene weibliche Person die Teilnehmer der lyrischen Sprechsituation. Die zentrale Aussage der Szene 10 ist eine Aufforde-

rung („fogadj magadba!"), der Adressat der Aufforderung ist die angesprochene weibliche Person. Szene 12 eröffnet eine neue mögliche Welt, in der das lyrische Subjekt und die angesprochene weibliche Person interagieren. Die Besonderheit der letzten Szene besteht darin, dass sie eine mögliche Welt eröffnet, in der das lyrische Subjekt nicht passiv ist, d.h. nur als Erinnernder, Beobachter auftritt, sondern als Angesprochener. In den Szenen 5-9 sind die kognitiven Merkmale der prototypischen Allegorie für den Interpreten am deutlichsten erkennbar. In den Szenen 1, 10-12 werden in erster Linie das eingeübte konzeptuelle Muster zu der Interpretation der lyrischen Sprechsituation aktiviert und diese Szenen tragen nicht unmittelbar zu der Erweiterung der zentralen Metaphern bei.

5 Konklusion

Die kontrastive Analyse der parallelen Textstellen zeigt, dass die Übersetzung allegorischer lyrischer Texte neben den eingeübten konzeptuellen Mustern der Allegorese und der lyrischen Sprechsituation stark auf alternative sprachliche Konstruktionsweisen der Zielsprachen stützt. Gewisse symbolische Bedeutungskonstrukte einer Szene werden mit konzeptuell motivierten neuen Bedeutungskomponenten (z.B. in Szene 9 GEYSIR) erweitert, während in anderen Szenen in dem Übersetzungsprozess einige Bedeutungskomponente gestrichen oder auf der sprachlichen Oberfläche durch alternative lexikalische, grammatische oder syntaktische Mittel realisiert werden (z.B. statt einem Substantiv liefert ein Adjektiv die äquivalente Bedeutungskomponente). Auf diese Weise werden in dem Übersetzungsprozess sowohl konstante kognitive Größen reproduziert (z.B. lyrische Sprechsituation und kognitive Merkmale der prototypischen Allegorie), als auch verzweigte Möglichkeiten zur Rekonzeptualisierung von mentalen Inhalten für die Leser in den Zielsprachen aufgezeigt. Die konstanten Größen können mit der Einsetzung eingeübter konzeptueller Muster interpretiert und in der Übersetzung reproduziert werden. Außerdem werden bei der mentalen Verarbeitung von allegorischen lyrischen Texten alternative Konzeptualisierungsmöglichkeiten generiert und in dem Übersetzungsprozess eingesetzt. Diese Rekonzeptualisierungsversuche fordern von dem Interpreten wesentlich mehr konstruktive kognitive Arbeit, als die Identifizierung und Einsetzung von eingeübten konzeptuellen Mustern, wie z.B. konventionalisierte metaphorische Projektionen und die Integration kanonisierter meta-

phorischer Deutungen in der Allegorese. Was die *Ode* unter anderem zu einer nicht prototypischen Allegorie macht, ist, dass sie Szenen enthält, die nicht direkt an der Erweiterung der zentralen Metaphern teilnehmen (Szenen 1, 10-12). In diesen Szenen bricht die kontinuierliche Erweiterung der zentralen Metaphern abrupt ab und die Szenen referieren ausschließlich auf die rahmenbildende lyrische Sprechsituation. In Szene 4 werden durch die Anhäufung von Vergleichen assoziativ neue Konzepte in die Konzeptualisierung der LIEBE mit einbezogen, um auf diese Weise den internen Zusammenhang zwischen den zwei zentralen Metaphern zu betonen. Die eher assoziative als systematische Erweiterung der zentralen Metaphern in Szene 4 ist ebenfalls ein Merkmal der *Ode*, das sie zu einer nicht prototypischen Allegorie macht. Ein anderes nicht allegorietypisches Merkmal des Gedichtes ist, dass in den Szenen 5-9 allmählich die Grenzen zwischen der rahmengebenden lyrischen Sprechsituation und den daraus eröffneten möglichen Welten verwischt werden. Das Gedicht ist ein heterogenes mentales Gebilde, das mehrere Unterarten der figurativen Rede (z.B. Metapher, Analogie, Metonymie) enthält. Es kann weder als eine explikative noch als eine implikative Allegorie klassifiziert werden, aber es zeigt gewisse kognitive Merkmale einer prototypischen Allegorie auf. Diese kognitiven Merkmale können die Allegorese und die Allegorieübersetzung fördern, indem sie bei der Allegorese eingeübte konzeptuelle Muster aktivieren und zu reproduzierende konstante Größen darstellen.

Literatur

- Biebuyck, Benjamin (1998): *Die poetische Metapher: Ein Beitrag zur Theorie der Figürlichkeit*. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann.
- Bilski, Katja (2009): *Sprachliche Perspektivität und Metapher*. Essen: Redaktion LINSE (Linguistik-Server Essen). http://www.linse.uni-due.de/linse/esel/arbeiten/sprachliche_perspektivitaet_und_metapher.pdf [07. 04. 2016]
- Börjesson, Kristin (2014): *The Semantic-Pragmatic Controversy*. (= Language, Context and Cognition, 14). Berlin: de Gruyter.
- Coenen, Hans Georg (2002): *Analogie und Metapher. Grundlegung einer Theorie der bildlichen Rede*. Berlin: de Gruyter.

- Csokonai Vitéz Mihály (2006): *Csokonai Vitéz Mihály összes versei*. Mercator Stúdió Elektronikus Könyvkiadó.
http://oszkdk.oszk.hu/storage/00/00/04/02/dd/1/csokonai_osszes.pdf
[31. 03. 2014]
- Harsányi Ildikó (2008): Metaforarendszerek fordítása – sajtószövegek elemzése kognitív megközelítésből. *Fordítástudomány* X/1, 42-60.
- Harsányi Ildikó (2010): A metafora mint az alternatív konceptualizáció eszköze a fordításban. *Fordítástudomány* XII/1, 5-23.
- Holmes, J. (1972): *The Name and Nature of Translation Studies*. 1st. Ed: APPTS Series of the Translation Studies Section, Dept. Of General Literary Studies. Amsterdam: University Press. 2nd. ed. In: Holmes 1988, 67-80.
- Hönig, Hans G. (1995): *Konstruktives Übersetzen. Studien zur Translation 1*. Tübingen: Staufenburg.
- József Attila: *Óda*.
<http://mek.oszk.hu/00700/00707/html/vs193301.htm> [28. 02. 2016]
- József, Attila: *Ode*. Übers. v. Daniel Muth. In: József, Attila (2005): *Ein wilder Apfelbaum will ich werden. Gedichte 1916-1937*. Zürich: Ammann Verlag.
- József, Attila: *Óda*. Übers. v. Майя Цесарская.
<http://www.vekperevoda.com/1950/tzesarskaya.htm> [15. 04. 2016]
- Klaudy, Kinga (1999): *Bevezetés a fordítás elméletébe*. Budapest: Scholastica.
- Kohl, Katrin (2007): *Metapher*. Stuttgart [u.a.]: Metzler.
- Kövecses Zoltán (2005): *A metafora. Gyakorlati bevezetés a kognitív metaforaelméletbe*. Budapest: Typotex.
- Kövecses Zoltán & Benczes Réka (2010): *Kognitív nyelvészet*. Budapest: Akadémiai Kiadó.
- Lakoff, George & Johnson, Mark (1998): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Übers. v. Astrid Hildenbrand. Heidelberg: Carl Auer [Orig.: *Metaphors We Live By* Chicago: Chicago University Press, 1980]
- Langacker, Ronald W. (2016): *Metaphor in Linguistic Thought and Theory* (=Cognitive Semantics, 2), 3-29.

- Löbner, Sebastian (2003): *Semantik. Eine Einführung*. Berlin: de Gruyter.
- Szathmári István (szerk. (2008): *Alakzatlexikon. A retorikai és stilisztikai alakzatok kézikönyve*. Budapest: Tinta Könyvkiadó.
- Tolcsvai Nagy Gábor (2001): *A magyar nyelv szövegtana*. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.
- Tolcsvai Nagy Gábor (2011): *Kognitív szemantika*. Nyitra: Konstantin Filozófus Egyetem, Közép-európai Tanulmányok Kara.
- Tolcsvai Nagy Gábor (2013): *Bevezetés a kognitív nyelvészetbe*. Budapest: Osiris Kiadó.
- Wildgen, Wolfgang (2008): *Kognitive Grammatik. Klassische Paradigmen und neue Perspektiven*. Berlin & New York: de Gruyter.

Mária Molnár
Universität Debrecen
Graduiertenkolleg Sprachwissenschaft
Pf. 400
H-4002 Debrecen
molnarmaria9@gmail.com

Rezensionen / Reviews

Sybille Krämer & Christina Ljungberg (eds.): *Thinking with Diagrams*. Berlin: de Gruyter, 2016, 247 Seiten

Das Buch *Thinking with Diagrams* ist eine thematisch konzipierte Sammlung von Studien, die alle der zentralen Frage nachgehen, wie die graphische und räumliche Darstellung von Informationen durch ihre eigenartige Ikonizität und ihre mentale Manipulationen neue Erkenntnisse und kreative Ideen produzieren können. Die untersuchten graphischen Darstellungen stammen aus zahlreichen verschiedenen Disziplinen und Wissensbereichen. Das Buch bietet den Lesern Einblick in die große Bandbreite geometrischer, kartographischer und historischer Darstellungen.

Diverse Formen der visuellen Repräsentations- und Darstellungsformen werden unter dem nach kognitiven Gesichtspunkten umdefinierten Begriff ‚Diagramm‘ subsumiert. Als Ausgangspunkt der Untersuchungen dient die Definition von Peirce. Im Peirce’schen semiotischen System werden Diagramme als Ikone kategorisiert, ein Zeichentyp, dessen Funktion auf der wahrnehmbaren Ähnlichkeit mit dem Referenzobjekt basiert. Die kognitiven Wissenschaften richten ihr Augenmerk auf das kreative und epistemologische Potenzial der ikonischen Darstellungsformen. Die Produktivität und Effektivität solcher Darstellungsformen liegt daran, dass sie von den Interpreten als manipulierbare mentale Bilder reproduziert und im Prozess des Problemlösens aktiv eingesetzt werden. Ikonische Darstellungsformen sind für die menschliche Kognition von grundlegender Bedeutung, denn sie stellen ein effizientes heuristisches Mittel dar. Sie setzen ein eigenartiges Problemlösungsverfahren in Gang, in dem der Interpret mit der ikonischen Darstellung interagiert: er benutzt die als flexible mentale Bilder reproduzierte Diagramme dazu, Daten zu ordnen (wenn nötig, umzuordnen) und kann auf diese Weise neue Wege der Erkenntnisgewinnung entdecken. Diagramme vermitteln zwischen konkreter und abstrakter Darstellung, Theorie und Experiment. Ihre epistemologische Funktion ist zweifach: sie sind zwei-dimensionale Medien der visuellen Darstellung und sind gleichzeitig virtuelle Flächen, wo mentale Konstrukte reorganisiert und manipuliert werden können. Diagramme können als interaktive Medien die epistemologische Distanz zwischen Materiellem und Abstraktem überbrücken.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. In dem einführenden Kapitel werden die zur Erschließung des Themenbereiches grundlegenden semiotischen Konzepte und Theorien vorgestellt. Der erste Teil beinhaltet sechs Studien, die die Funktionsweise der Diagramme und der diagrammatischen Problemlösung näher betrachten. Die theoretische Argumentation der Studien ist konsequent mit Analysen von Fallbeispielen ergänzt, um den Prozess der diagrammatischen Problemlösung in verschiedenen Disziplinen und historischen Kontexten zu beleuchten und die fundamentale Natur des diagrammatischen Denkens zu demonstrieren. Unter den Studien des ersten Teils stehen in drei Studien theoretische Grundlegungen zu einer allgemeinen Diagramm-Theorie in dem Vordergrund. Ahti-Veikko Pietarinen beschäftigt sich in seiner Studie mit der Möglichkeit einer allgemeinen Diagramm-Theorie und argumentiert dafür, dass eine solche Theorie auf die Peirce'sche Logik höherer Stufe basieren soll. In der Studie von Sun-Joo Shin wird die Rolle der symbolischen und diagrammatischen Repräsentationen bei einer besonderen Art der Schlussverfahren, bei der Abduktion näher untersucht. Valeria Giardino setzt sich in ihrem Beitrag mit der Frage auseinander, warum Diagramme als Externalisierungen des menschlichen Geistes funktionieren können, als kognitive Werkzeuge, die durch ihre Beschaffenheit die effektive Zusammenarbeit kognitiver Fähigkeiten fördern. In den anderen drei Studien des ersten Teils nehmen die Autoren Fallbeispiele und Experimentergebnisse als Ausgangspunkt ihrer theoretischen Ausführungen. Sven Østergaards Beitrag stellt das ‚Cogwheel-Experiment‘ vor, das an der Universität von Aarhus stattfand und verortet die empirischen Forschungsergebnisse vor dem Hintergrund einer allgemeiner Diagramm-Theorie. Christina Ljungberg versucht in ihrer Studie die Frage zu beantworten, über welche diagrammatischen Eigenschaften die Landkarten verfügen und nimmt in ihrer Analysen sowohl eine in einen Stein geschnitzten urzeitliche Landkarte als auch moderne Landkarten unter die Lupe. Der Beitrag von Michael Marrinan demonstriert am historischen Beispiel der *Encyclopédie* die Funktionsweise der Diagramme als interaktive Medien, er betrachtet die *Encyclopédie* als ein Vorläufer der heutigen interaktiven Medien, die so konzipiert sind, dass sie den Nutzer zur Interaktion animieren und dadurch zu neuen Einsichten verhelfen können.

Der zweite Teil des Bandes mit dem Titel *Diagrammatic scenes* enthält drei Studien. Sybille Krämers Arbeit führt die Leser durch die Anfänge der europäischen Philosophie und zeigt am Beispiel von drei platonischen Dialogen, warum diagrammatisches Denken als

eine Quelle philosophischen Wissens betrachtet werden kann. Steffen Bogens Aufsatz *Bogen* verfolgt die Anfänge der Gesellschaftsspiele zurück in die Antike und zeigt die diagrammatischen Qualitäten der Gesellschaftsspiele am Beispiel von mesopotamischen und mittelalterlichen Gesellschaftsspielen. Die Studie von Matthias Bauer zeigt, wie Christopher Alexanders architekturtheoretische Überlegungen in seinem Werk *Eine Mustersprache* und die Idee der generativen Grammatik kompatibel sein können.

Das Buch *Thinking with Diagrams* bietet einen spannenden Einblick in die Verflechtung von Visualität, Repräsentation, Abstraktion und Problemlösung und illustriert die Funktionsweise der diagrammatischen Denkprozesse mit einem reichen Bildmaterial.

Mária Molnár

Mária Molnár
Universität Debrecen
Graduiertenkolleg Sprachwissenschaft
Pf. 400
H-4002 Debrecen
molnarmaria9@gmail.com

Wolfgang Wildgen: *Kognitive Grammatik. Klassische Paradigmen und neue Perspektiven*. Berlin: de Gruyter, 2008, 260 Seiten

Wolfgang Wildgens Studienbuch stellt die Theorielandschaft der kognitiven Grammatik und ihre aktuellen Baustellen vor. Da in den letzten Jahrzehnten verschiedene Paradigmen entstanden sind, werden die Ansätze von Lakoff, Talmy, Langacker, Fillmore, Kay & Goldberg und Fauconnier & Turner getrennt behandelt. Den ausgewählten Ansätzen liegt die gemeinsame Idee zugrunde, dass die Analyse sprachlicher Kategorisierungen und Regularitäten Zugang zum menschlichen Denken öffnet.

Die dargestellten Entwürfe, die alle seit etwa 1970 entstanden sind, versuchen den Hiatus zwischen Sprachbeschreibung und kognitiver Spracherklärung auszufüllen. Dem Verfasser geht es nicht um eine zusammenfassende Darstellung eines der Ansätze, sondern er stellt die Entwicklung kognitionswissenschaftlicher Sprachmodelle dar, ihre idiosynkratischen Begriffsbildungen, denn eine einheitliche und extensive kognitive Grammatik gibt es derzeit nicht.

Wildgen reflektiert auf den aktuellen Forschungsstand und hebt vor, dass die kognitive Linguistik nicht die einzige Disziplin ist, die Sprache empirisch und theoretisch untersucht, deswegen versucht er Möglichkeiten einer interdisziplinären Zusammenarbeit mit kognitiven Forschungsrichtungen innerhalb der Philosophie, Medizin, Neurobiologie, Psychologie und Anthropologie aufzuzeigen.

Die Anfangskapitel gehen der Frage nach, wie „kognitiv“ oder „Denken“ im sprachwissenschaftlichen Kontext definiert werden kann und betrachten Heideggers Fragen („Was heißt uns denken? Was drängt uns dieses Tun auf?“) als Definitionsgrund für eine Sprachwissenschaft, die immer das in der Sprache präsente Denken erklärt. Es wird auch die Geschichte der kognitiven Grammatik kurz erläutert, von den Anfängen im 18. Jh. bis zu den Entwicklungen im 20. Jh., zu der als Sapir-Whorf-Hypothese bezeichnete Hypothese gehört, die als Grundlage der kognitiven Grammatik betrachtet wird. Im Anschluss wird auch eine exemplarische Analyse des Konzepts HAND mit Einbezug der diachronen Variationen und der synchronen Lesarten durchgeführt, um die Dimensionen der Konzeptbildung und –strukturierung zu zeigen. Mit Bezug auf dieser Hypothese wird die grundlegende Problematik der sprachlichen und kognitiven Katego-

risierung an klassischen Beispielen (Farb- und Verwandtschaftsterminologie) dargestellt und Experimente werden beschrieben, die eine schwache Variante der Sapir-Whorf-Hypothese zu bestätigen scheinen.

Die Kapitel 3 bis 7 stellen die hauptsächlichen Modellentwürfe der kognitiven Grammatik vor. Die „Kognitive Semantik“ Lakoffs wird als Sammelbecken von sehr unterschiedlichen Konzepten der semantischen Sprachbeschreibung dargestellt und nur die Theorie der kognitiven Metapher als Verbindung zwischen Denken und Sprechen detaillierter beschrieben ergänzt mit einer Fallstudie über die Konzeptualisierung von Emotionen. Im Anschluss an Lakoffs programmatisches Modell wird Talmys Raum- und Prozess Semantik behandelt. Seine innovativen Analysen von Bewegungssituationen, die für mehr Anschaulichkeit sorgen, werden in einem Anwendungsbeispiel auf die Probe gestellt.

Der nächste einflussreiche Ansatz ist die kognitive Bildsemantik von Langacker. Nur ein „Kapitel“ der verbildlichten Grammatik von Langacker wird in diesem Teil vorgestellt, das Ausgangsproblem der Prädikation. Es wird außerdem angesprochen, wie die piktorialen Beschreibungen der Bild-Grammatik für weiterführende Experimente benutzt werden könnten.

Die Darstellung der Konstruktionsgrammatik von Fillmore und Kay richtet das Augenmerk auf die Mittelposition dieses Grammatiktyps zwischen generativen Mechanismen und Logiksprache. Aus einer ganzen Serie von Untertypen der Konstruktionsgrammatik wird nach dem allgemeinen Nenner gesucht. Die Darstellung ist auf das Grundmuster und auf die wichtigsten Konstruktionstypen beschränkt.

Das Modell der mentalen Karten und der konzeptuellen Integration von Fauconnier und Turner ist das letzte theoretische Konzept in der Reihe der dargestellten Ansätze, der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der engen Verbindung der mentalen Karten zu der kognitiven Semantik und auf der visuellen Abbildungsversuchen des „Blendings“.

Das Lehrbuch eignet sich vorzüglich für Studienzwecke: es führt den Leser durch die Problembereiche der kognitiven Grammatik und macht ihn anhand von Beispielmateriale mit den Grundzügen von fünf Modellentwürfen bekannt. Die grammatischen Beschreibungen sind auf die Beantwortung kognitiver Fragestellungen beschränkt und haben einen repräsentativen Charakter. Die Fallstudien und Anwendungsbeispiele zeigen dem Leser, welches Inventar das gegebene

theoretische Modell für die Aufdeckung kognitiver Muster anbietet, das Beispielmateriale macht die Argumentation einzelner Modellentwürfe gut nachvollziehbar. Negativ anzumerken ist, dass der Leser an zahlreichen Stellen auf Querverweise aufmerksam gemacht wird, durch welche der Lesefluss oft unterbrochen und die Argumentation wiederum schwer nachvollziehbar wird. Positiv anzumerken ist, dass Wildgens Lehrbuch die Vielfalt, die dynamische Veränderung und die immer wiederkehrende Synthesebemühungen dieser modernen Wissenschaft zeigt und die Notwendigkeit einer neurowissenschaftlichen Vertiefung der kognitiven Grammatik hervorhebt.

Mária Molnár

Mária Molnár
Universität Debrecen
Graduiertenkolleg Sprachwissenschaft
Pf. 400
H-4002 Debrecen
molnarmaria9@gmail.com

Jochen A. Bär: *Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation. Grundzüge einer Systematik des Verstehens*. Berlin: de Gruyter, 2015, 844 Seiten

Ausführlich und gut strukturiert – das zeichnet Jochen A. Bärs Werk aus. Der Autor, der hier rezensierten Arbeit, unternimmt den Versuch, die Rolle der Semantik auf allen möglichen Ebenen von der Morphem- bis zur Diskursebene zu präsentieren – und dies alles in Form eines handbuchartigen Werks mit einem umfangreichen Korpus-Hintergrund (1750-1950). Bei dieser Herausforderung fungiert der folgende Gedanke als Leitfaden: die Sprache muss aus einem Prinzip heraus erklärt werden, welches die zwischen den sprachlichen Zeichen bestehenden Relationen bestimmt (und nicht die Relation zwischen sprachlichem Ausdruck und außersprachlicher Realität). Jochen A. Bär versucht seine These unter Zuhilfenahme von Ferdinand de Saussures Theorie zu untermauern,

der zwar mit Ausdruck (signifiant) und Bedeutung (signifié) ein bilaterales Zeichenmodell entwirft, der aber faktisch beide – als Lautbild (image acoustique) einerseits und als „Vorstellung“ (concept) andererseits – als qualitativ gleiches, nämlich als ‚innere Bilder‘ einführt“ (VII).

Dementsprechend ist die Aussage vorliegenden Buchs zu formulieren: die zwischen den sprachlichen Zeichen bestehenden Relationen müssen mit Regeln beschrieben werden, mit deren Hilfe das entstehende Regelsystem die Bedeutung sprachlicher Zeichen feststellen kann.

Auf der fließenden Grenze zwischen Grammatik und Semantik balancierend versucht das Buch eine teilweise neue Theorie zu entwickeln bzw. die bestehende weiterzuentwickeln, indem die beiden Pole nicht voneinander getrennt, sondern miteinander verbunden unter die Lupe genommen werden. Diese Schwellenposition des Autors kann natürlich die Gefahr mit sich bringen, auf heftige Kritik seitens der Grammatiker / Semantiker zu stoßen, weil er scheinbar das eine Gebiet bevorzugt, während das andere vernachlässigt scheinen kann. Schon im Voraus werden diese und ähnliche Kritikpunkte beantwortet:

Es war nirgends das Anliegen, Semantik sowohl wie Grammatik in herkömmlicher Weise, d.h. unabhängig voneinander zu treiben [...]. Vielmehr ging es

um den Versuch, durch die Verbindung beider zu einem teilweise neuen Ansatz zu gelangen (X).

Von dieser theoretischen Grundlage ausgehend versucht Jochen A. Bärs Buch mit folgender Methode seine Theorie zu stützen: im sich wiederholenden Nacheinander folgen die theoretisch und praktisch orientierten Kapitel aufeinander, um die Frage nach der Bedeutung sprachlicher Zeichen möglichst tiefgehend zu untersuchen.

In den ersten beiden theoretischen Kapiteln stellt der Autor zuerst seinen Forschungsgegenstand vor, indem sein Hauptthema als Bereich der Philologie (im Sinne systembezogener Linguistik), insbesondere der linguistischen Hermeneutik, dargestellt wird.

Die vorliegende Arbeit [...] will nicht mehr nur Hermeneutik mit linguistischen Mitteln betreiben (so dass Hermeneutik als linguistische Teildisziplin erscheint), sondern die Linguistik insgesamt von der Hermeneutik her in den Blick nehmen (2).

In diesem Sinne muss also das Verstehen in der linguistischen Forschung in Betracht gezogen werden. Aus philologischer Sicht gilt das Verstehen als „Vermittlung zwischen zwei getrennten Komponenten (dem Verstehenden und seinem Gegenstand), die als solche existent bleiben“ (4). Der Gegenstand erfüllt die Funktion eines Zeichens, indem alles, was auf etwas deutet, als Zeichen gilt, und dementsprechend fungiert etwas als kein Zeichen, wenn auf nichts gedeutet wird. Diese Unterscheidung steht der Saussure'schen Differenzierung nahe, in der die Bezeichnung und die Bedeutung (als ein voneinander untrennbarer Komplex) das sprachliche Zeichen bilden. Der Autor stellt und beantwortet auch die Frage der Einheit des Zeichens, d.h. „ob zwei oder mehr Phänomene als ein Zeichen gedeutet werden können“ (83). Dabei geht er auf Probleme ein, „die mit der Disparatheit semantischer Aspekte zu tun haben (Fragen der Polysemie), danach solchen, die sich aufgrund unterschiedlicher ausdrucksseitiger Komplexität ergeben“ (83).

Im darauffolgenden Kapitel erweitert der Autor seinen Analysebereich: er verlässt den Bereich sprachlicher Zeichen und nimmt die allgemeinen Gefüge- und Zeichenarten unter die Lupe. Einerseits werden die Kriterien dafür festgelegt, unter welchen Bedingungen die sprachlichen Zeichen zu allgemeinen Gliedzeichen- und Gliedergefügearten verflochten werden können, indem dieser Prozess nach interner (Gefügeverflechtungen; Subordination und Koordination) und externer Wertdeterminativität (Nektion) unterschieden werden kann

(106-136). Andererseits unterscheidet und analysiert der Autor detailliert vier Gruppen allgemeiner Zeichenarten, wobei diese Zeichenarten „einander über- bzw. untergeordnet“ sind (137).

In Kapitel 4 richtet Jochen A. Bär sein Augenmerk auf „konkrete semantikogrammatistische Formen kollokativer Determination“ (194). Bei dieser Betrachtung werden nur diejenigen Formen kollokativer Determination behandelt, „die bei der empirischen Untersuchung unseres Quellenkorpus interpretativ angewendet wurden“ (194). Aus diesem Prinzip können drei determinative Subkategorien abgeleitet werden: wortinterne Determination (200-222, 313-314), wortgruppeninterne Determination (222-312) und schließlich die wortverbundinterne Determination (314-371).

Im Anschluss behandelt Kapitel 5 die Frage der konkreten Zeichenarten, die sich in der hierarchischen Vernetzung allgemeiner Zeichenarten (Wortelemente, Wörter, Wortgruppen, Wortverbände) ansetzen lassen. Die jeweiligen Entsprechungen können ebenfalls mithilfe konkreter Zeichenarten unterschiedlicher Ordnung zustande kommen.

Die hier angeführten Entsprechungen kommen dadurch zustande, dass Zeichen höherer Ordnung Zeichen niedrigerer Ordnung als Kerne oder als Koordinate enthalten, wodurch sich ihre Zeichenart bestimmt (372-373).

Die Aspekte des Wertes im Gefüge werden in Kapitel 5 näher untersucht, wobei folgende Überlegung als Ausgangspunkt der Analyse gilt:

Zur Beschreibung der semantischen Entsprechungen zwischen grammatisch verschieden strukturierten Gliedergefügen scheint [...] die Herausarbeitung von idealtypischen semantischen Funktionen oder Relationen sinnvoll, die ihren Konstituenten zugeschrieben werden können (643).

Da im Deutschen sowie auch in vielen anderen Sprachen Prädikationsgefüge oft als Propositionsgefüge gelten, plädiert der Autor für eine tiefer gehende Analyse derjenigen semantischen Relationen, die in Prädikationsgefügen konstituiert sind. Aus diesem Grund stellt er die Arten von Propositionsgefüge vor, wozu zahlreiche Beispielsätze des Korpus verwendet werden.

Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit semantischen Relationen, zu denen der Autor durch eine kumulativ-abstraktive Auswertung der im vorigen Kapitel entwickelten Sinnrelationen gelangt. Die Ausgangsbasis dafür ist folgende:

wenn es gelingt, typische (potentiell in mehr als einem Beleg begegnende) Sinnrelation herauszuarbeiten, so hat man damit einen unmittelbaren Zugriff auf einzelne Aspekte der Zeichenbedeutung (716).

Tibor Dobis

Tibor Dobis
Universität Debrecen
Graduiertenkolleg Sprachwissenschaft
Pf. 400
H-4002 Debrecen
dobistibor89@gmail.com

Hinweise für Autoren

Sprachtheorie und germanistische Linguistik veröffentlicht Beiträge in deutscher und englischer Sprache. Autoren deutschsprachiger Beiträge werden gebeten, die neue Rechtschreibung zu verwenden. Die Manuskripte werden computergeschrieben als MS Word- oder RTF-Datei an den Herausgeber erbeten. Tabellen, Abbildungen und sonstige Grafiken sollen als selbständige Dateien beigelegt sein.

Die einzureichenden Beiträge sollen nach den in elektronischer Form vorliegenden Formatvorlagen formatiert werden. Diese sind von der Website <http://www.sugl.eu/> herunterzuladen oder von der technischen Redakteurin Frau Marianna F. Balogh zu erhalten (e-mail: balogh.marianna@arts.unideb.hu).

Aufsätze und Forschungsüberblicke sollen eine englischsprachige Zusammenfassung (max. 150 Wörter) und 3-5 Keywords enthalten.

Den Autoren wird eine Korrektur ihres Beitrags zugeschickt. Die Redaktion bittet um sorgfältige Durchsicht.

Im Text sollen alle in objektsprachlichem Sinne vorkommenden Ausdrücke (z.B. sprachliche Daten) sowie inhaltliche Hervorhebungen durch Kursivierung, vorexplikativ verwendete Begriffe bzw. uneigentlicher Wortgebrauch durch Apostrophe und Zitate durch Anführungszeichen markiert werden.

Zitierweise im Text: „[...] wie etwa in Tronka (1997: 18) erwähnt wird, liegen Befunde vor (vgl. Grewendorf et al. 1987: 250 ff.) [...]“. Längere Zitate sollten als eingerückte Paragraphen angeführt werden.

Zitierweise im Literaturverzeichnis:

Literatur

Grewendorf, G., Hamm, F. & Sternefeld, W. (1987): *Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Tronka, K. (1997): Optimalitätstheorie. Ein beschränkungsbasierter phonologischer Ansatz. *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 5, 17-35.

Strohner, H. & Stoet, G. (1996): Sind geschälte Äpfel eher weiß als rund? Inferenzprozesse bei Adjektiv-Nomen-Kompositionen. In: Habel, Ch., Kanningeier, S. & Rickheit, G. (Hrsg.): *Perspektiven der kognitiven Linguistik. Modelle und Methoden*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 233-255.

Inhalt / Contents

Aufsätze / Articles

EMESE BODNÁR:

- Überlegungen zur Untersuchung der Grammatikalisierung und
Lexikalisierung im Deutschen 107

MÁRIA MOLNÁR:

- Die Allegorie als konzeptuelles Muster in der kognitiven
Linguistik 155

Rezensionen / Reviews

- Sybille Krämer & Christina Ljungberg (eds.): *Thinking with Diagrams*
(von MÁRIA MOLNÁR) 201

- Wolfgang Wildgen: *Kognitive Grammatik. Klassische Paradigmen und
neue Perspektiven* (von MÁRIA MOLNÁR) 205

- Jochen A. Bär: *Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis
grammatisch-semantischer Interpretation. Grundzüge einer Systematik
des Verstehens* (von TIBOR DOBIS) 209

<http://www.sugl.eu>